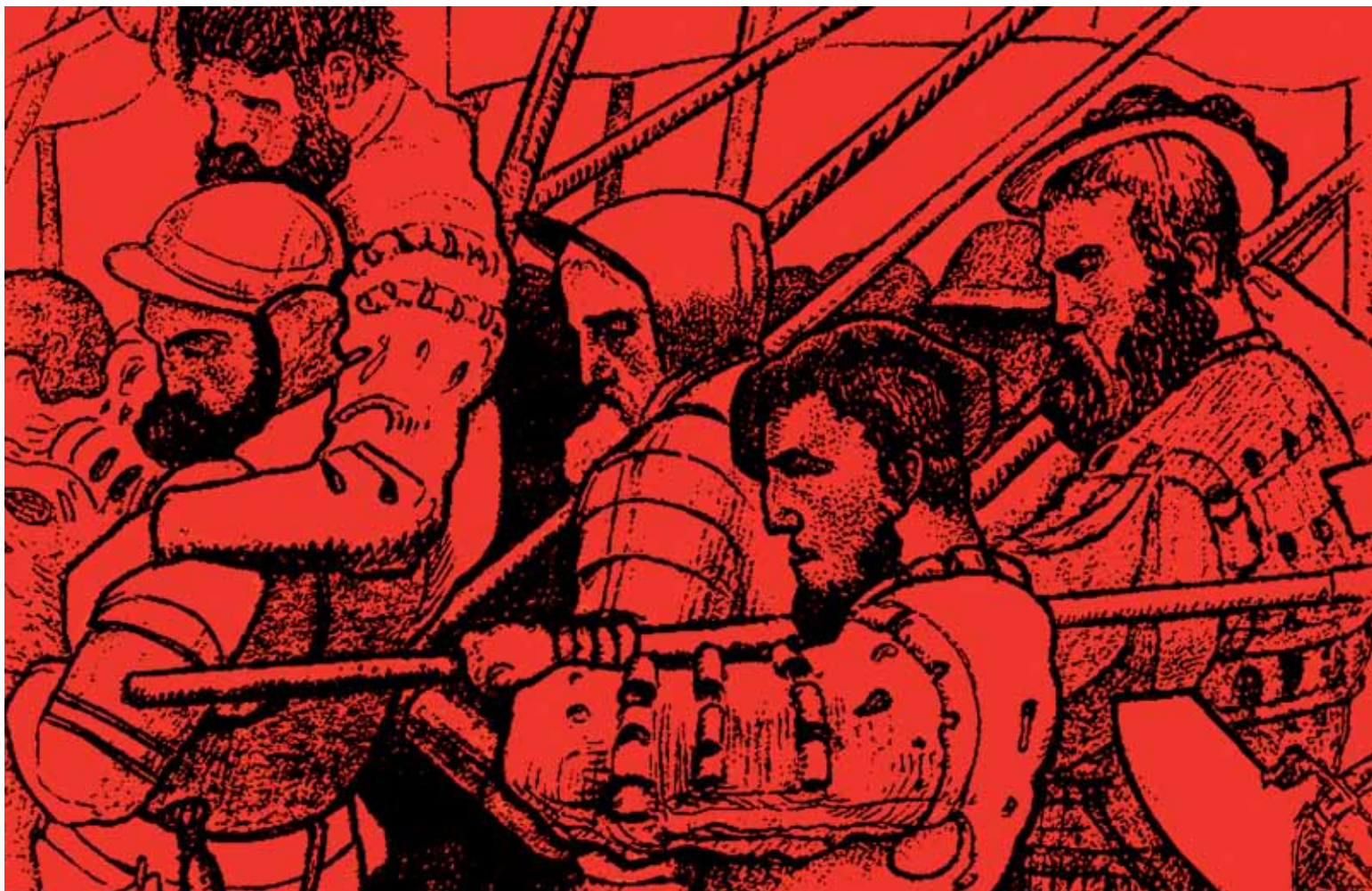


Eveline Widmer-Schlumpf, Andreas Lubitz, Barack Obama, Judas

Nummer 14 – 2. April 2015 – 83. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Kraft der Schweizer Mythen

Was sie uns heute noch zu sagen haben. *Von Roger Köppel und Rico Bandle*

Vorwürfe an Burkhalter

Der Ex-Ministerpräsident der Ukraine kritisiert den Bundesrat als unfreiwilligen Kriegstreiber. *Von Philipp Gut*

Sommarugas falsche Zahlen

Syrien-Flüchtlinge: Die Justizministerin verschweigt die wahren Kosten. *Von Hubert Mooser*



Echte Jäger wissen, wann sie zuschlagen müssen.

Der neue CLA Shooting Brake für CHF 289.-/Mt.*

Der neue CLA Shooting Brake vereint das Beste aus zwei Welten – die Sportlichkeit eines Coupés mit dem Raumangebot eines Kombis. Und mit seinem tiefen CO₂-Wert denkt er auch an die Umwelt. Wählen Sie zwischen Front- und unserem Allradantrieb 4MATIC und nutzen Sie unsere attraktiven Flottenkonditionen. Ihr Mercedes-Benz Partner macht Ihnen gerne ein passendes Angebot. www.mercedes-benz.ch/fleet

CLA Shooting Brake 180	CHF	41 200.-
Ihr Preisvorteil	CHF	8224.-
Barkaufpreis	CHF	32 976.-
2,9 % Leasing ab	CHF	289.-/Mt.*



Eine Marke der Daimler AG

MERCEDES-BENZ BUSINESS

Das Flottenangebot für Sie.



Mercedes-Benz

* CLA Shooting Brake 180, 1595 cm³, Barkaufpreis CHF 32 976.- (Listenpreis CHF 41 200.- abzüglich 13% Preisvorteil, abzüglich 8% Flottenrabatt), 5,5 l/100 km, 128 g CO₂/km (Durchschnitt aller verkauften Neuwagen: 144 g CO₂/km), Energieeffizienz-Kategorie: C. Leasingbeispiel: Laufzeit: 48 Monate, Laufleistung: 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszinssatz: 2,94%, 1. grosse Rate: CHF 7850.-, Leasingrate ab dem 2. Monat: CHF 289.-. Exklusive Ratenabsicherung PPl. Ein Angebot der Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Der Flottenrabatt von 8% basiert auf einer Gesamtfuhrparkgrösse von 1 bis 7 Fahrzeugen. Angebot nur gültig für gewerbliche Nutzung. Die Mindesthaltedauer beträgt 6 Monate. Angebot gültig bis 30.06.2015. Immatrikulation bis 30.09.2015. Abgebildetes Modell inkl. Sonderausstattungen: CLA Shooting Brake 180 «OrangeArt Edition», CHF 43 638.-: Metallic-Lackierung, Ausstattungspaket «OrangeArt Edition», Intelligent Light System, PARKTRONIC, Panoramadach. Alle Preise inkl. 8 % MwSt. Änderungen vorbehalten. Unverbindliche Preisempfehlung.

Intern

Redaktor Alex Baur, ein begeisterter Privatpilot, befasst sich beruflich seit vielen Jahren mit Massenmördern und gefährlichen Psychopathen. Unser Kollege ist mit dieser Kombination geradezu prädestiniert für die Berichterstattung über den Absturz des Airbus A320 von Germanwings, bei dem letzte Woche 150 Menschen in den französischen Alpen ihr Leben verloren. Baur versucht, gesicherte und plausible Informationen von den zahllosen Gerüchten zu separieren, um sich dann der zentralen Frage zu stellen: Sind Täter vom Schlage eines Andreas Lubitz überhaupt zu bremsen? Seite 38



Kann man solche Täter stoppen? Pilot Lubitz.

Nikolai Asarow ist ein nüchterner Mensch. «Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man in Fantasiewelten lebt», antwortete der 67-Jährige auf eine Frage unseres Reporters Philipp Gut. Die beiden trafen sich in einem Hotel im Zentrum Moskaus, wo Asarow im Exil lebt. Bis am 28. Januar 2014 war er ukrainischer Ministerpräsident, der bewaffnete Aufstand nationalistischer Rebellen kostete den russischstämmigen Spitzenpolitiker, der auch Finanzminister war, das Amt. Asarow schildert, wie der blutige Konflikt zu lösen wäre. Und er erhebt schwere Vorwürfe gegen Bundesrat Burkhalter. Als Vorsitzender der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) habe Burkhalter fahrlässig gehandelt. Er habe sich geweigert, die Krise zu beruhigen, als dies noch relativ einfach möglich war. Burkhalter sei mitschuldig an der Eskalation des Konflikts. Auch den Bundesrat kritisiert Asarow: «Man kann das Verhalten der Schweiz nicht neutral nennen.» Sie folge der Politik der USA und der EU. Seiten 11, 26



«Burkhalter handelte fahrlässig»: Asarow, Gut (l.).

Am Erscheinungstag dieser *Weltwoche*, vor einem Strafgericht in der Romandie: Prozess gegen John R. Der Familienvater muss sich wegen «Vernachlässigung von Unterhaltspflichten» verantworten. Dabei hat er seiner Noch-Ehefrau, die das Sorgerecht über die beiden Kinder innehat, seit der Trennung vor fünf Jahren insgesamt bereits mehr als 800 000 Franken überwiesen. Doch die Ehefrau stellt immer neue Forderungen an den Gutverdiener, die von den Gerichten unkritisch abgenickt werden. John R. hat unserem Redaktor Florian Schwab Einblick in die Gerichtsakten gewährt. Die Schweizer Justiz hinterlässt dabei keinen guten Eindruck. Gespräche mit Experten zeigen: Gerichtsentscheidungen zum Unterhalt nach der Trennung oder Scheidung sind zufällig und willkürlich. Erkundungen durch eines der letzten Gebiete, in denen die Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern ein Fremdwort ist. Seite 42

Als Kulturredaktor Rico Bandle Andreas Spillmann erstmals begegnete, war dieser kaufmännischer Leiter des Zürcher Schauspielhauses und rauchte eine Marlboro light nach der anderen. Spillmann war mit der Aufgabe betraut worden, das unter Christoph Marthaler finanziell am Abgrund taumelnde Theater vor dem Grounding zu bewahren – was ihm mit Bravour gelang. Mittlerweile ist der ausgebildete Schauspieler und Ökonom seit neun Jahren Direktor des Landesmuseums und damit oberster Hüter der Schweizer Geschichte. Angesichts des aufgeflammtten Streits um die Geschichte des Landes hat Bandle ihn für ein Gespräch getroffen. Mit dem Rauchen hat Spillmann aufgehört, sein Tatendrang ist derselbe geblieben. Seite 16

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Daniele Muscionico, Deborah Neufeld, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*), Simon Keller, Martin Kappler (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Sandra Noser, Gregor Szyndler, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*), Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



DER NEUE LEXUS NX.

KOMPAKTE FASZINATION: ALS NX 300h VOLLHYBRID
UND AB SOFORT AUCH ALS NX 200t TURBO.



DER NEUE KOMPAKTE PREMIUM-ALLROUNDER LEXUS NX:
atemberaubende **LINIENFÜHRUNG**, vereint mit höchster **AGILITÄT**
und jeder Menge **KOMFORT**. Erhältlich als NX 300h Vollhybrid mit
E-FOUR-ALLRADANTRIEB, dynamischen 197 PS und beeindruckend
tiefem Verbrauch. Und neu auch als NX 200t Turbo mit starken 238 PS
für betont sportliches **FAHRVERGNÜGEN. JETZT TESTEN.**

INKL. LEXUS PREMIUM FREE SERVICE: 10 JAHRE/100 000 KM*

lexus-fahren.ch/nx

THE NEW
NX


LEXUS
NO.1 PREMIUM HYBRID

LEXUS CENTER: BASEL EMIL FREY AG **BERN-OSTERMUNDIGEN** EMIL FREY AG **CRISSIER** EMIL FREY SA **ERLENBACH-ZOLLIKON** EMIL FREY AG **GENÈVE** EMIL FREY SA **NORANCO-LUGANO**
EMIL FREY SA **SAFENWIL** EMIL FREY AG **SCHLIEREN** EMIL FREY AG **ST.GALLEN** EMIL FREY AG **WETZIKON** GRUSS EHRLER AG **ZÜRICH NORD** EMIL FREY AG

Empfohlene Netto-Verkaufspreise (nach Abzug Lexus Währungs-Bonus) inkl. MwSt. New NX 300h (2,5-Liter-Vollhybrid, FWD, 5-türig) ab CHF 52 800.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 45 300.-. Leasingrate monatlich CHF 405.60 inkl. MwSt. Ø Verbrauch 5,0 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 116 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. New NX 200t impression (2,0-Liter-Turbo-Benziner, AWD, 5-türig) ab CHF 59 700.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 52 200.-. Leasingrate monatlich CHF 466.10. Ø Verbrauch 7,9 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 183 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Fahrzeug: New NX 300h F SPORT (2,5-Liter-Vollhybrid, AWD, 5-türig) ab CHF 72 000.-, abzüglich Lexus Währungs-Bonus CHF 7 500.- = CHF 64 500.-. Leasingrate monatlich CHF 577.20. Ø Verbrauch 5,3 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 123 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Sonderzahlung 25 % vom Nettopreis, 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97 %. Kautions 5 % des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Währungs-Bonus und Lexus Premium-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse oder Immatrikulationen vom 1. März bis 30. April 2015 oder bis auf Widerruf. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der Richtlinie 715/2007/EG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 144 g/km.
* Lexus Premium Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 10 Jahre oder 100 000 km (es gilt das zuerst Erreichte) inkl. Gratisersatzwagen zur Sicherstellung der Mobilität.

Mythen

Warum die Linken verlieren. Lubitz. Dichtung und Wahrheit.

Von Roger Köppel

Die Schweiz ist interessant. In den ersten kantonalen Wahlen scheint sich ein Trend zu zeigen: Die Linken und die Grünen verlieren, die Bürgerlichen legen zu. Was sind die Gründe?

Zum einen: In wirtschaftlich härteren Zeiten gehen die Wähler keine Risiken ein. Sie werden vorsichtiger, konservativer, kritischer. Nach der Aufhebung der Euro-Franken-Untergrenze ist vielen klargeworden, dass man wieder härter und mehr arbeiten muss. Die entsprechende Politik kommt eher von bürgerlicher Seite. Wenn es eng wird, sind die konservativen Parteien im Vorteil.

Zum andern: Die Linken und Grünen werden für eine Politik der Illusionen abgestraft. Sie sollten die Verluste nicht auf die leichte Schulter nehmen. Klar, die Grünen erhielten auch die Quittung für ein paar Skandale in den eigenen Reihen: Geri Müller, Jolanda Spiess-Hegglin. Darüber hinaus ist aber zu vermuten, dass tiefer liegende, politische Abneigungen zum Ausdruck kommen. Unter dem Eindruck der Katastrophenbilder von Fukushima haben die Grünen eine Energiewende propagiert, zu der das Volk bis jetzt noch nichts zu sagen hatte. Einige Bürgerliche machten mit, dies aber weniger aus Überzeugung als aus Angst, das vermeintlich populäre Thema zu verpassen.

Mag sein, dass es in der Schweiz viel theoretische Skepsis gegen die Nuklearenergie gibt. Schaffhausen stimmte kürzlich für den Atomausstieg. Als es aber darum ging, eine geringfügige Energiezusatzabgabe zu entrichten, legten die Schaffhauser an der Urne ihr Veto ein. Sobald die Energiewende aufs Portemonnaie schlägt, werden die Schweizer pragmatisch und vernünftig. Der Zauber des grünen Energieumbaus ist weg. Die drohenden Kosten lösen massive Befürchtungen aus.

Nicht viel ist besser die Lage bei den Linken. Parteipräsident Levrat klopft zwar gerne forsche Sprüche, aber in der Substanz liefern seine Sozialdemokraten wenig. Es vergeht kein Tag, an dem nicht neue Hiobsbotschaften aus dem real existierenden Schweizer Sozialstaat an die Öffentlichkeit dringen. Die Leute merken allmählich, dass hier einiges fundamental falsch läuft.

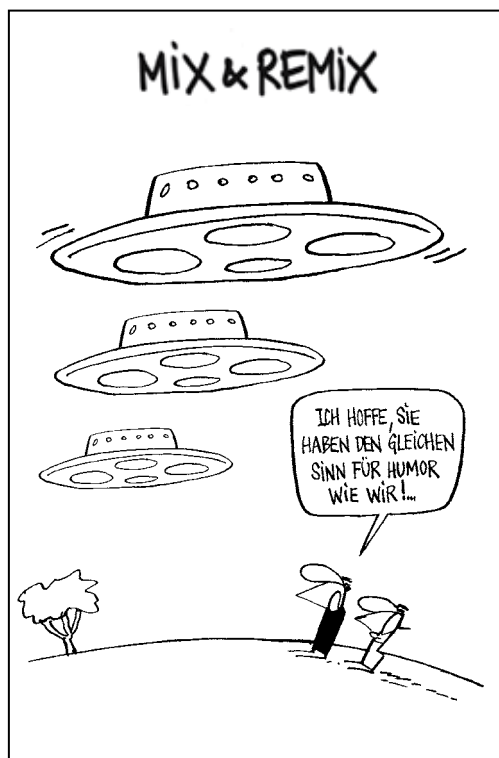
Eigentlich wären die Sozialdemokraten geradezu vorbestimmt, sich des Themas anzunehmen. In Deutschland realisierte die SPD unter dem damaligen Kanzler Schröder, dass es dringender Reformen bedürfe. Die «Agenda 2010» war richtig, wenn auch unter den Genossen nur



«Was für ein Märchen!»

wenig populär. Am Ende kostete sie Schröder gegen Merkel die Wahl. Trotzdem: Die deutschen Sozialdemokraten hatten wenigstens den Mut, das heisse Eisen anzupacken. In der Schweiz reden die Linken die Probleme schön.

Vielleicht liegt hier ein Problem der Konkordanzdemokratie: Die Linken müssen in der Schweiz nie wirklich Verantwortung übernehmen. Sie können sich den Luxus ihrer fremdfinanzierten Ideologien unbehelligt leisten. Sie setzen weiterhin auf steigende Steuern und einen Sozialstaat der ausufernden Bemutterung. In wirtschaftlich angespannten Zeiten sind die Leute leichter bereit, den wirtschafts-



politischen Wahnsinn hinter diesen Konzepten zu erkennen.

Noch immer dominiert Fassungslosigkeit über den eiskalten Massenmord durch einen 27-jährigen Lufthansa-Co-Piloten, der seine Maschine mit 150 Passagieren absichtsvoll in eine französische Felswand steuerte. Ruhig atmete der Täter, als sein Kapitän vergeblich versuchte, die Cockpit-Türe einzutreten. Kein psychiatrisches Gutachten mindert die abgrundtiefe Bösartigkeit dieser Tat, die ein mündiger Deutscher bei vollem Bewusstsein begangen hat. Für die acht Minuten seines tödlichen Sinkflugs war Andreas Lubitz Herr über Leben und Tod an Bord. Es muss ihm eine gewaltige Befriedigung, einen perversen Lustgewinn verschafft haben, sich gegen alle Regungen des Mitleids und des gesunden Menschenverstands für eine kurze Zeit als diabolischer Gott zu fühlen. Man muss beim Menschen leider immer wieder mit dem Schlimmsten rechnen.

Es ist eigentlich eine unglaubliche Arroganz und Selbstgerechtigkeit, wie sich an unseren Universitäten die Historiker über die überlieferte Geschichte hinwegsetzen. Im Namen einer angeblichen wissenschaftlichen Wertfreiheit werden einfach linke Mythen auf die Historie projiziert. Man sieht plötzlich überall die verderblichen Mächte des «Kapitals», der «Ausgrenzung» oder einer «rechtsnationalen Geschichtsumdeutung» am Werk. Es mag ja sein, dass alle historischen Lager ihre politischen Mythen pflegen. Man muss sich hier aber von einer allzu naiven Gegenüberstellung von Mythos und Wahrheit verabschieden. Es ist nicht so, dass die Berufshistoriker Grahlschützer einer objektiven Wahrheit wären. Im Gegenteil. Ihre Entwürfe sind genauso Ausfluss subjektiver Interessen und Obsessionen wie die Deutungen der Gegenseite, denen die Wissenschaftler den Wahrheitsanspruch a priori absprechen.

Beide Seiten haben ihre Mythen. Aber: Es gibt eben nützliche und weniger nützliche Mythen. Der deutsche Nibelungenmythos zum Beispiel endet in einem selbstzerstörerischen Blutbad, das die realen Deutschen im letzten Weltkrieg tatsächlich an sich selbst und an der Welt vollstreckt haben. Allmachtswünsche und Todessehnsucht gehen in diesem Mythos Hand in Hand. Nach 1945 hat er deshalb seine Wirkkraft verloren. Anders verhält es sich mit den historischen Befreiungslegenden der Schweiz. Sie sind zwar nicht frei erfunden, aber eben auch nicht exakt so verlaufen, wie sie uns von Tell bis Winkelried erzählt wurden. Ungeachtet dessen bleibt ihre Faszinationskraft ungebrochen. Sie scheinen auch für heutige Generationen interessante Wahrheiten zu enthalten. Mythos ist eben nicht gleich Mythos. Die linken Mainstream-Historiker tun so, als ob sie die Wahrheit gepachtet hätten. Was für ein Mythos, was für ein Märchen!



Kafkaeskes Drama: Justizopfer John R. Seite 42



Viel Geld für Roma-Projekte: Seite 32



Erdrutschsieg: Benjamin Netanjahu. Seite 48



«Gats eu guet?»: Stéphanie Berger. Seite 50

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar Entfremdete Richter**
- 9 **Im Auge Polo Hofer, Botschafter der Sonnenbrille**
- 10 **Aussenpolitik «Nicht neutral»**
- 11 **Islam Heilige Gewalt**
- 11 **Fliegerei Faktor Mensch**
- 12 **Personenkontrolle** Grunder, Hess, Widmer-Schlumpf, Landolt, Mauch, Walder, Stocker, Noser, Karrer, Bolliger etc.
- 13 **Nachruf 1** Miriam Bienstock (1923–2015)
- 13 **Nachruf 2** Helmut Dietl (1944–2015)
- 14 **Die Kraft der Mythen**
Schweizer Geschichte ist wieder zum Politikum geworden
- 16 **Ewiggestrig, das sind die anderen**
Museumsdirektor Andreas Spillmanns unverkrampfter Blick
- 19 **Flüchtlingspolitik** Sommarugas humanitärer Blindflug
- 20 **Die Deutschen** Merkels Geheimnis
- 20 **Wirtschaft** An der Grenze zur Manipulation
- 21 **Ausland** China gewinnt eine Runde
- 22 **Mörgeli** Menschliche Anstellungssicherheit
- 22 **Bodenmann** Erfolgreich dank Kuscheljustiz
- 23 **Medien** Zeitgeist und Zeitgeschichte
- 23 **Gesellschaft** Kontroll-Wahn
- 24 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

- 26 **Vorwürfe an Burkhalter**
Kritik von Nikolai Asarow, Ex-Ministerpräsident der Ukraine
- 30 **Ein grosses schwarzes Loch**
Finanzministerin Widmer-Schlumpf sucht die Schuldigen
- 32 **Der EU-Nichtmitglieder-Beitrag**
Wem nützt die Schweizer Hilfe für die neuen EU-Oststaaten?
- 34 **Verloren in der Welt der Negativzinsen**
Die Nationalbank fordert die Wirtschaft heraus
- 37 **Finanzen** Vorzugszins für Jordan und Co.
- 38 **Mörderische Fantasien**
War Germanwings-Co-Pilot Andreas Lubitz ein Psychopath?
- 40 **Die Methoden des Neurochirurgen D.**
Fragliche Schmerzbehandlungen am See-Spital in Horgen
- 42 **Justitia liebt die Frauen**
Der unglaubliche Scheidungsprozess des Juristen John R.
- 45 **Koalition der Nutzniesser**
Die politische Basis der übermächtigen SRG (Teil 2/2)
- 48 **Obama bestraft Israel**
Premier Benjamin Netanjahu und Israels bedrohte Sicherheit
- 50 **Fast wie ein Junge**
Ex-Miss-Schweiz Stéphanie Bergers komischer Erfolg



«Militärischer Störenfried»: Oberst Gentile. Seite 52

Interview

52 «Die Petraeus-Strategie ist tot»

Die Amerikaner seien nicht mehr in der Lage, konventionelle Kriege siegreich zu führen, meint der US-Historiker Gian Gentile

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur «Young Pink Kate» von Juergen Teller

58 Bestseller

58 Der erste Christ

Judas war kein Verräter: Amos Oz' neues Buch ist ein Freispruch

60 Top 10

60 Kino «Als wir träumten»

61 Jazz Dominic Egli's Plurism with Feya Faku

62 Namen Vom «Le Paris» ins «Eden au Lac»

63 Hochzeit Jessica Thomson und Mikel Vernon

63 Thiel Sternenklar

64 Wein Blauburgunder Schnellberg 2013

64 Zu Tisch Ralph Schelling, Jungkoch

65 Auto Opel Corsa Cosmo 1.0 Ecoflex DI Turbo

66 MvH trifft Joel Basman, Schauspieler und Modedesigner

Autoren in dieser Ausgabe

Isi Leibler



Seine Kommentare in der *Jerusalem Post* finden weit über Israel hinaus hohe Beachtung, und als Aktivist im Dienste verfolgter Juden und als Verteidiger der Menschenrechte hat er sich international einen Namen gemacht. Er schreibt über Premier Netanjahu nach dessen grossem Wahlsieg. Seite 48

Karl Lüönd



Der Journalist und Publizist gehört zu den tiefsten Kennern der hiesigen Medienszene. Im zweiten Teil seiner Serie analysiert er das verschworene Umfeld, in dem sich die SRG zu einer kaum noch angreifbaren Macht im Lande aufschwingen konnte. Seite 45

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCH

Schweizer Geschichte

Zwischen Mythos und Wirklichkeit

Ein öffentliches Streitgespräch, moderiert von Roger Köppel



Prof. Dr. Thomas Maissen
Historiker, Leiter Deutsches
Historisches Institut, Paris



Dr. Christoph Blocher
Alt Bundesrat,
Vizepräsident SVP



Roger Köppel
Verleger und Chefredaktor
Weltwoche

Sonntag, 12. April 2015, 10.30 Uhr (Türöffnung: 10 Uhr)
Restaurant «Lake Side», Bellerivestrasse 170, 8008 Zürich
Anmeldung: E-Mail an geschichte@weltwoche.ch oder
Telefon 058 680 10 24; Eintritt, Kaffee und Gipfeli frei

Herzlich willkommen

Entfremdete Richter

Von Markus Schär — Rote und grüne Bundesverwaltungsrichter machen Asylpolitik. Mit ihrem jüngsten Entscheid legen sie das Dublin-System für die Schweiz endgültig lahm.



Widerstand gegen den Rechtsstaat: Bundesverwaltungsgericht in St. Gallen.

Legitimer Widerstand im Rechtsstaat?», fragte die Schrift. Sie gab die Erfahrungen von Kirchenleuten wieder, die abgewiesene Asylbewerber aufgenommen und dabei erkannt hatten, «dass die dem Staat geschuldete Achtung keine absolute ist». Muriel Beck Kadima, die 1996 als Menschenrechtsbeauftragte des Evangelischen Kirchenbunds die Schrift herausgab, rief denn auch zum Widerstand gegen den Rechtsstaat auf: «Die Würde der Person ist ein höherer Wert als die Einhaltung von Regeln, die der Staat anwendet oder anzuwenden verlangt.»

Zwanzig Jahre danach muss die Aktivistin nicht mehr zum Rechtsbruch aufrufen, denn sie kann sich ihre und damit unsere Regeln selber zurechtbiegen: Muriel Beck Kadima sitzt als Vertreterin der Grünen seit 2008 im Bundesverwaltungsgericht. In der Abteilung V für Asylfragen prägt sie mit ihren Urteilen die Schweizer Asylpolitik, so mit einem letzte Woche veröffentlichten Entscheid.

Es geht um einen Fall, wie er bei den geltenden Regeln und für das herrschende Rechtsempfinden klarer nicht sein könnte. Ein Kosovare aus der albanischen, muslimischen Mehrheit verlässt Ende November 2013 mit seiner Frau und seinen vier Kindern das Heimatland, durchquert Serbien und überschreitet die ungarische Grenze. Die Ungarn beherbergen

die Familie als registrierte Asylbewerber. Doch die Kosovaren ziehen weiter nach Deutschland und kommen schliesslich am 5. Dezember in die Schweiz, wo der Vater schon 1989 und 1990 als Saisonier und 1993 bis 1998 als Asylbewerber gelebt hat.

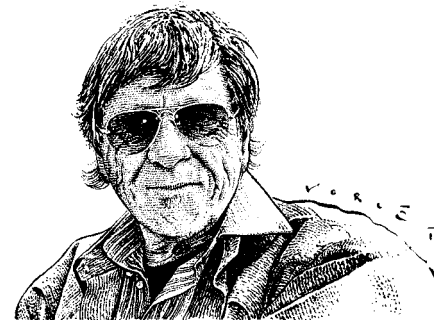
Richter schaffen Recht

Das Bundesamt für Migration handelt gemäss der Grundregel von Dublin, dass niemand in mehr als einem Land ein Asylgesuch stellen kann. Und die Ungarn zeigen sich vertragstreu willens, die Familie zurückzunehmen. Doch der Vater wehrt sich per Rekurs gegen die Rückführung, denn in Ungarn drohten seiner Familie eine menschenunwürdige Unterkunft und die Abschiebung nach Serbien. Diese Ängste liessen sich nicht begründen, wendet das Bundesamt dagegen ein. Das Bundesverwaltungsgericht aber gibt mit seinem Entscheid vom 13. März 2015 den Kosovaren recht.

Das Urteil lohnt die Lektüre, denn die Richter in St. Gallen schaffen damit – wie schon mit früheren Entscheiden (*Weltwoche* Nr. 39/14) – ihr eigenes Recht, unabhängig von den Regeln des Staates, der sie bezahlt. Die Richter halten sich zwar vorgeblich an das Gesetz, wie es die eidgenössischen Räte als dazu befugte Gewalt schrieben. Das Parlament lehnte eine Motion von

»» Fortsetzung auf Seite 10

Burka vom Thunersee



Polo Hofer, Botschafter der Sonnenbrille.

Im Chor der verdienten Lobgesänge zum Siebzigsten unseres Berner Oberländer Barden Polo Hofer sind glatt seine Verdienste um die Volksgesundheit untergegangen: das demonstrative Tragen seiner Sonnenbrille, nachdem er ja eher suspekt und geständig gewesen war als Konsument schädlicher Rauschsubstanzen. Diese dunkel getönten Gläser, die seit Jahrzehnten den Verkaterungszustand seiner Augen verspiegeln, wie man annimmt. Tarnbrille für Leute, die ihr wahres Gesicht verbergen: Greta Garbo, Gaddafi, Jackie Kennedy und Onassis, die unwiderstehliche Audrey Hepburn in «Frühstück bei Tiffany», Andy Warhol tags und nachts, sogar der blinde Ray Charles, Michael Jackson. Unter den Lebenden etwa Johnny Depp und Lara Gut und natürlich Karl Lagerfeld, der Modezar, der Kurzsichtigkeit eingesteht, aber die pechdunklen Sonnengläser als «meine Burka» bezeichnet, als sein Status-Accessoire gegen zudringliche Blicke. Den Heimatsänger Heino kennt ohne schwarze Brille und teutonenblondes Toupet wahrscheinlich nur seine Frau.

Schon Kaiser Nero soll die blutigen Gladiatorenkämpfe durch vorgehaltene Smaragde betrachtet haben – der erste Trendsetter in einer Reihe bis zur Prestigemarke Ray-Ban, der Schutzblende gegen UV-Strahlen, die von der US-Luftwaffe für ihre Piloten entwickelt wurde und als Brand im Sortiment von Luxottica, dem globalen Brillenleader, gelandet ist. Polo (abgeleitet von Polohemd) trägt die Sonnenlinsen auch beim Jassen und verfinstert sich zum Pokerface. Die Sonnenbrille ist cool in jeder Jahreszeit, und sie filtert etwas den Tränenfluss in der Pollensaison. So weit, so gut.

Unser Botschafter des abgedunkelten Sehens schätzt, dass hierzulande etwa eine Million Menschen eine Sonnenbrille tragen, und hat prophezeit, sicher nicht ganz promillefrei, dass in zehn Jahren keine und keiner mehr ohne Sonnenbrille leben wird. Das Orakel kann nur bedeuten, dass niemand mehr sich in die Seele blicken lassen will hinter seiner Sonnenbrille, und wir alle sind dann Polo Hofer. Oder wir leiden bis dahin an Kollektivheuschnupfen. Peter Hartmann

Nationalrat Carlo Sommaruga (SP) ab, die forderte, wegen der willkürlichen Entscheide, die angeblich aufgrund der Dublin-Regeln drohten, sei «eine reelle humanitäre Klausel» ins Asylgesetz aufzunehmen. Denn, stellten die Räte fest, das Bundesamt (heute: Staatssekretariat) für Migration könne nach eigenem Ermessen aus humanitären Gründen die Dublin-Regeln aufheben, also auf das Abschieben von Asylbewerbern ins erste Asylland verzichten.

Hier sehen die spitzfindigen Richter in St. Gallen ihre Chance auf kreative Rechtsprechung. Das Bundesverwaltungsgericht, dekretieren sie in verschraubten französischen Sätzen, müsse überprüfen, ob das Staatssekretariat seinen Handlungsspielraum korrekt ausschöpfe. Also im konkreten Fall: ob es alle Fakten abkläre und alle Kriterien erwäge, aufgrund deren sich eine Ausnahme von den strikten Dublin-Regeln aufdrängen könnte. Das geschah im Fall der Kosovaren selbstverständlich nicht, weil es keinerlei erkennbaren Grund gab, der Familie Asyl zu gewähren oder auf die Rückschiebung nach Ungarn zu verzichten. Das Bundesverwaltungsgericht tadelt deshalb das Bundesamt, es habe sich in keiner Weise mit der Frage auseinandergesetzt, ob das Eintreten auf das Asylgesuch aus humanitären Gründen gerechtfertigt wäre: «Die Tatsache allein, dass die Rückschiebung nach Ungarn nicht rechtswidrig war [sondern aufgrund der Dublin-Regeln vertragsgemäss, die Red.], genügt nicht, um solche Motive auszuschliessen.» Deshalb weisen die St. Galler Richter den Fall zur Neuerteilung nach Bern zurück.

Das heisst: Wenn das Bundesverwaltungsgericht selbst in diesem klaren Fall ohne jeglichen anerkannten Fluchtgrund vertiefte Abklärungen verlangt, gibt es kaum mehr Asylgesuche, auf die das Staatssekretariat ohne Komplikationen nicht eintreten kann. Wer immer sich der Rückschiebung ins erste Asylland widersetzen will, muss nur humanitäre Gründe anrufen. Und das heisst: Die Richter in St. Gallen machen das Dublin-System endgültig zur Farce.

«Der Staat ist kein Zweck an sich»

Mit Muriel Beck Kadima (GP) dachten sich das Urteil aus: William Waeber (SP), Christa Luterbacher (SP), Martin Zoller (CVP) und Gérard Scherrer (Selbstdeklaration: apolitisch). Sie alle machten ihre Berufskarriere in der Asylrekurskommission im Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement. Sie stiegen von Bürokraten durch die Gründung des Bundesverwaltungsgerichts zu Richtern auf. Und sie sprechen ihr Recht heute so, wie es Muriel Beck Kadima 1996 forderte: «Dem Staat ist nicht blindes Vertrauen zu schenken, denn der Staat ist kein Zweck an sich, sondern ein Instrument im Dienste der Achtung der Menschenrechte.»

Aussenpolitik

«Nicht neutral»

Von Philipp Gut — Didier Burkhalter habe als Vermittler im Ukraine-Konflikt versagt, sagt der ehemalige Ministerpräsident Nikolai Asarow. Die Schweiz verletze ihre Neutralität.



«Fahrlässig»: Aussenminister Burkhalter.

Die Vorwürfe, die Nikolai Asarow erhebt, sind schwerwiegend. Und Asarow ist nicht irgendwer. Bis zum gewaltsamen Umsturz im vergangenen Jahr war der Geologe und Professor ukrainischer Ministerpräsident, zuvor mehrmals Finanzminister und kommissarischer Regierungschef.

In einem Exklusivinterview mit der *Weltwoche* (siehe Seite 26) kritisiert Asarow insbesondere den Schweizer Aussenminister Didier Burkhalter. Dieser habe als Vorsitzender der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) versagt. Konkret wirft Asarow Burkhalter vor, «fahrlässig» gehandelt zu haben, als es darum ging, eine angemessene Antwort auf die gewaltsamen Proteste in der ukrainischen Hauptstadt Kiew vom vergangenen Winter zu finden.

Asarow beschreibt, wie er Burkhalter im Januar 2014 in Davos traf. Kurz darauf trat er als ukrainischer Ministerpräsident zurück. Man sass in einem Chalet, und Asarow fragte Burkhalter, ob denn die Einhaltung demokratischer Regeln für ihn nicht zähle. Bewaffnete Rebellen hielten mehrere öffentliche Gebäude besetzt. Die Lage spitzte sich täglich zu. Trotzdem habe Burkhalter immer nur von einer «friedlichen Lösung» gesprochen. Asarow fragte Burkhalter: «Herr Bundespräsident, wir sitzen hier in einem gemütlichen Schwei-

zer Chalet. Angenommen, diese Hütte würde von bewaffneten Banden angegriffen, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Molotowcocktails. Was würden Sie tun?»

Burkhalter war sichtlich irritiert. Man müsse das Problem mit friedlichen Mitteln lösen, wiederholte er. Für Asarow ist klar: «Das ist fahrlässig. Und diese Fahrlässigkeit des Westens führte zu diesem blutigen Konflikt.»

OSZE-Chef Burkhalter hätte als Bedingung für eine solch friedliche Lösung zwingend fordern müssen, dass sich die bewaffneten Aufständischen aus Kiew zurückziehen. Doch Burkhalter und andere westliche Politiker hätten fatale Signale ausgesendet und die Rebellen zu einem Putsch ermuntert. «Die leeren Appelle an den Frieden, als eine Seite längst zu den Waffen gegriffen hatte, führten zu diesem Staatsstreich», so Asarow. In der Folge eskalierte der Konflikt, die Ukraine brach auseinander. Russland annektierte die Halbinsel Krim, in den südlichen und östlichen Landesteilen erwuchs dem neuen Kiewer Regime, das die Rechte der russischsprachigen Bevölkerung einschränkte, seinerseits bewaffneter Widerstand. Es kam zum Bürgerkrieg. Tausende Menschen starben.

Mitschuldig an blutiger Eskalation

Diese Tragödie hätte vermieden werden können, hält Asarow fest. Die OSZE hätte im Frühstadium der Krise eine aktive Rolle übernehmen müssen. Damals wäre es möglich gewesen, die zahlenmässig noch relativ bescheidenen Rebellen zu entwaffnen. Doch Burkhalter habe gezauert und gezögert und immer nur von der erwähnten «friedlichen Lösung» gesprochen. Er trage deshalb eine Mitschuld an «diesem blutigen Konflikt».

Auch den Bundesrat kritisiert Asarow wegen seines Sanktionsregimes: «Man kann das Verhalten der Schweiz nicht neutral nennen. Sie folgt der Politik der Vereinigten Staaten und der Europäischen Union.»

Diese Aussagen sind ernst zu nehmen. Asarow hat die dramatische Entwicklung hautnah miterlebt und erfahren, dass der Westen nichts unternahm, um die gewählte, legitime Regierung zu schützen. Stattdessen half er den bewaffneten Rebellen, weil er sich Vorteile von einem neuen, antirussischen Regime erhoffte. Statt ständig mit erhobenem Zeigefinger auf Russland zu deuten, sollte der Westen lieber selbstkritisch seine eigene Rolle reflektieren. Nikolai Asarow gibt dazu interessante Denkanstösse.

Heilige Gewalt

Gegenüber Intoleranten gibt es keine Toleranz: In ihrem neuen Buch ruft Ayaan Hirsi Ali ihre Kritiker im Westen zum Kampf für eine Reformation des Islam auf.

Ist der Islam wirklich die Religion des Friedens, als die er sich selber rühmt? Nein, im Gegenteil, sagt eine Frau, die es aufgrund ihrer eigenen Erfahrung mit der Gewalttätigkeit von Muslimen nur zu gut weiss. «Es ist lächerlich, zu behaupten, die Gewalttaten der radikalen Islamisten liessen sich von den Glaubenslehren trennen, die sie dazu anstiften», meint Ayaan Hirsi Ali. «Wir müssen anerkennen, dass sie von einer politischen Ideologie angetrieben sind, einer Ideologie, die im Islam angelegt ist, im Koran als seinem heiligen Buch, aber auch im Leben und in den Lehren des Propheten Mohammed, wie sie der Hadith überliefert.»

Gewiss, Ayaan Hirsi Ali sucht die Kontroversen und steht oft in Konflikten, von ihrem Asyl in den Niederlanden, das sie mit falschen Angaben erschlich, bis zu ihrer Heirat mit dem Starhistoriker Niall Ferguson, der für sie seine Familie verliess. Aber als Kritikerin des Islam findet sich kaum eine glaubwürdigere Frau, denn sie erlitt seine Gewalt am eigenen Leib: als Tochter eines somalischen Widerstandskämpfers beschnitten, im Exil in Saudi-Arabien in den Hidschab gezwungen, am nächsten Fluchort in Kenia vom Koranlehrer so geprügel, dass der Schädel brach. In den Niederlanden schliesslich gab sie zusammen mit Theo van Gogh im Film «Submission» den



«Politische Ideologie»: Islamkritikerin Hirsi Ali.

unterdrückten und misshandelten muslimischen Frauen eine Stimme – wenige Wochen nach der Ausstrahlung im August 2004 schoss ein Islamist den Filmemacher auf der Strasse in Amsterdam nieder, schnitt ihm die Kehle durch und steckte ihm ein Bekennerschreiben an, das auch Ayaan Hirsi Ali mit dem Tod drohte.

«Weil ich die These vertrat, dass die Gewalt des Islam nicht in den sozialen, ökonomischen oder politischen Umständen – oder sogar in einem theologischen Irrtum – gründet, sondern vielmehr in seinen wichtigsten Texten, bin ich als bigott oder islamfeindlich verschrien worden», schreibt die Autorin. Und zwar nicht nur von gläubigen Muslimen, die sie als todeswürdige Gottlose verurteilen, sondern auch von Liberalen im Westen. Als die Brandeis University in Massachusetts letztes Jahr der Kämpferin einen Ehrendoktor verleihen wollte, beschuldigten sie 87 Dozierende in beflissener politischer Korrektheit, wenn sie die Gewalt gegen Mädchen und Frauen als typisch für den Islam oder die Dritte Welt allgemein verfeme, beschönige sie damit «die Gewalt mitten unter uns Nichtmuslimen, auch auf unserem Campus».

«Auf welcher Seite steht ihr eigentlich?»

«Reformiert euch! Warum der Islam sich ändern muss», die neue Kampfschrift von Ayaan Hirsi Ali, richtet sich denn auch an zwei verschiedene Publika. Die «Ketzerin» – so der Titel des amerikanischen Originals – spricht einerseits die Reformer des Islam an, die wie sie die Religion ins 21. Jahrhundert bringen wollen. Sie legt sich also an mit den ewig gültigen Lehren eines heiligen Buches aus dem 7. Jahrhundert, mit der Ausrichtung des Islam auf das Jenseits, mit der Härte der Scharia, der Allmacht der Männer in der Familie und der Sehnsucht nach dem Dschihad, also dem Heiligen Krieg.

Die Reformer in den muslimischen Staaten können sie gegenwärtig allerdings kaum unterstützen – aber die Liberalen im Westen, das andere Publikum, müssten für sie einstehen. Sie setzten sich seit Jahrzehnten gegen die Unterdrückung von Schwarzen, Schwulen, Frauen ein; jetzt wollen sie die muslimische Frau aus Afrika, die gegen die Unterdrückung aufschreit, zum Schweigen bringen. «Auf welcher Seite steht ihr eigentlich heute?», fragt sie Hirsi Ali. Und hält ihnen vor: «Multikulturalismus kann nicht heissen, dass wir die Intoleranz einer anderen Kultur tolerieren.» Markus Schär

Faktor Mensch

Von Alex Baur — Die Technologie macht unser Leben sicherer. Trotzdem steigt das Misstrauen.

Vor hundert Jahren waren 90 Prozent der Flugunfälle auf technisches Versagen zurückzuführen. Heute ist es umgekehrt: 90 Prozent der Unfälle liegt menschliches Fehlverhalten zugrunde. Komplexe Computer- und Navigationssysteme halten den Flieger vom Start bis zur Landung sicher auf Kurs. Der Pilot wird zusehends zum Statisten, bestenfalls zum Überwacher – oder aber zum Stör- und Risikofaktor, wie der Absturz des Airbus A320 über den französischen Alpen zeigt.

«Wäre Fliegen ohne Pilot sicherer?», fragte der *Blick* deshalb Anfang Woche. In einer Online-Umfrage erklärten lediglich 25 Prozent der Teilnehmer, sie wären bereit, in einen Flieger ohne Pilot zu steigen, sofern die Technologie wirklich ausgereift sei. Was nach einer Gedankenspielerlei klingen mag, ist indes eine reale Option. Moderne Kampffjets können heute schon ferngesteuert und notfalls sogar ohne Pilot sicher starten und landen.

Irrationale Urängste

Es stellt sich natürlich die Frage, ob der Störfaktor Mensch nicht einfach auf den Boden verlagert würde, wenn Flugzeuge eines Tages ferngesteuert durch die Luft brausen. Doch die Bedenken der Passagiere liegen anderswo, wie eine deutsche Umfrage zeigt. Obwohl das Flugzeug statistisch gesehen das sicherste aller Verkehrsmittel ist, haben 35 Prozent der Menschen ein ungutes Gefühl beim Fliegen. Der am meisten (37%) genannte Grund ist dabei «die Angst vor dem Kontrollverlust».

Die Fliegerei ist keine Ausnahme. Viele Menschen würden instinktiv das Auto als gefährlicheres Verkehrsmittel einstufen, obwohl ein Ritt auf dem Pferderücken ein viel grösseres Unfallrisiko in sich birgt. Sie fühlen sich auf der Treppe sicherer als im Lift, obwohl es, der Vernunft folgend, umgekehrt sein müsste. Eine wachsende Zahl von Zeitgenossen möchte Impfungen, Atomkraftwerke, Insektizide, Kunstdünger, Plastik, Antibiotika, Autobahnen oder Gentechnik-Mais am liebsten verbieten, obwohl all diese technischen Errungenschaften unsere Lebensqualität und unsere Lebenserwartung massiv gesteigert haben.

Der Mensch ist ein rätselhaftes Wesen, das oft sehr unvernünftig handelt. Doch klagen nützt da wenig. Gegen die Angst vor technologischen Neuerungen ist kein Kraut gewachsen. Irgendeinen Grund wird es wohl geben, auch wenn wir ihn nicht verstehen.

Mehr zum Thema: Seite 23, 38

Personenkontrolle

Grunder, Hess, Landolt, Widmer-Schlumpf, Mauch, Walder, Stocker, Noser, Karrer, Bolliger, Ruoff, Gähwiler, Hongler, Furrer, Binkert, Noah, Obama, Stewart, Ferrari, Aebischer, Bartal, Kolomoiski, Poroschenko, Pavlopoulos, Merkel

Gründe, die Schweizerische Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) kritisch zu sehen, gibt es viele. Politische Einseitigkeit oder mangelnde Staatsferne zum Beispiel. Die Begründung indes, mit der die beiden BDP-Nationalräte **Hans Grunder** und **Lorenz Hess** beim neuen Radio- und Fernsehgesetz vom Ja- ins Nein-Lager gewechselt haben, erstaunt dann doch: Die SRG könne nicht ständig den Service public betonen und dann für die Fernsehsendung «Arena» einen Parteienschlüssel einführen, der die «lösungsorientierte Mitte» benachteilige. Mit «lösungsorientierte Mitte» meinen sie sich selbst. Sie vergessen darob sogar den Ehrenplatz ihrer Bundesrätin in diversen Fernsehformaten. Die Kleinpartei ist nach den letzten Wahlniederlagen offenbar im «Rette sich wer kann»-Modus. Parteichef **Martin Landolt** und Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** wissen, was sie der SRG verdanken. Sie sind weiterhin für die neue Zwangsabgabe. (fsc)

Corine Mauch taut auf. Wie wir in diesen Spalten vermeldet haben, unterstützt die Zürcher SP-Stadträtin nach anfänglichem Desinteresse nun doch «Digital Zurich 2025», eine Initiative von Ringier-CEO **Marc Walder** zur Stärkung Zürichs als Standort für digitale Medien und Innovation. Ende März beherbergte Mauch sogar das Kick-off-Meeting im Stadthaus. Die Teilnehmerliste liest sich wie ein *Who's who* der Schweizer Wirtschaft. Neben SVP-Regierungsrat **Ernst Stocker** und FDP-Nationalrat **Ruedi Noser** erschienen *Economiesuisse*-Präsident **Heinz Karrer**, Migros-CEO **Herbert Bolliger**, Post-CEO **Susanne Ruoff**, UBS-Schweiz-CEO **Lukas Gähwiler**, Mobiliar-CEO **Markus Hongler**, Swiss-Life-CEO **Ivo Furrer**, Swiss-CCO **Markus Binkert** und andere mehr. Die konkreten Ziele und die Organisationsform der Initiative werden nun im kleinen Kreis ausgearbeitet. Im Frühsommer soll «Digital Zurich 2025» offiziell lanciert werden. (gut)

Ab sofort wird **Trevor Noah** in den USA der bekannteste *African American* nach **Barack Obama** sein: Der 31-jährige Südafrikaner übernimmt



«Rette sich wer kann»-Modus: Nationalrat Hess.

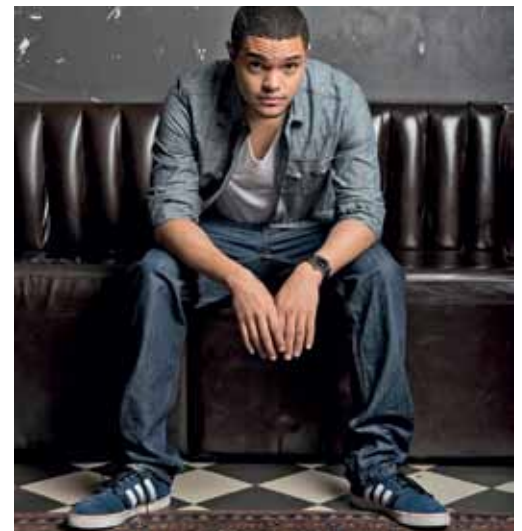
die Nachfolge von **Jon Stewart** als Moderator der legendären «Daily Show». Mit ihm zieht auch ein Stückchen Schweiz auf den Olymp der amerikanischen Fernsehunterhaltung: **Noah** kam als Sohn einer schwarzen Südafrikanerin und eines Deutschschweizers während der Apartheid zur Welt. Die Rassentrennung machte das Leben für die gemischte Familie nicht unbedingt leichter – was die Liebe seiner Eltern allerdings nicht erschütterte. «Sie wissen doch», erklärt **Noah** seitdem bei seinen Comedy-Auftritten, «wie sehr die Schweizer Schokolade lieben.» (ky)

In seinem Abschiedsartikel weint der abtretende Auslandchef des *Tages-Anzeigers*, **Luciano Ferrari**, dem EU-Beitrittsgesuch nach. Er gibt vor, zu verstehen, warum die Schweiz für die EU ein «unzuverlässiger» Partner sei und warum Brüssel keine Änderungen am «Prinzip des freien Personenverkehrs» akzeptieren könne. Inhaltlich verfangen die Argumente nicht. Immerhin weicht die EU selbst von diesem Prinzip gegenüber dem Rest der Welt beträchtlich ab, und auch in den Verhandlungen mit den USA über das Freihandelsabkommen TTIP ruft niemand in Brüssel nach dem freien Personenverkehr. Wer sich immer gewundert hat, warum der *Tages-Anzeiger* für eine EU-Politik eintritt, welche die wenigsten im Land teilen, wird aus dem Abschied trotzdem klüger: Den **Ferrari** zieht es, wie vor ihm den Fernsehjournalisten **Matthias Aebischer**, in den Dienst der Sozialdemokratie, die als einzige politische Strömung immer noch in die EU will. EU-Turbo **Ferrari** wird stellvertretender Generalsekretär und Leiter der politischen Abteilung der SP in Bern. (fsc)

«Schweizer verdrängen Ausländer aus den begehrten Zürcher Trend-Quartieren»: Im SVP-Stil schreckt die wahlkämpfende Zürcher SP-Kantonsrätin **Isabel Bartal** die Besucher der Website ihrer Partei auf. Es geht der vor dreissig Jahren eingewanderten Portugiesin aber nicht um die Nationalität der vielen Menschen, die in der Stadt Zürich eine Wohnung suchen. Die wichtigsten Erkenntnisse aus der Statistik seien nicht «die über Schweizer und Ausländer», schreibt sie in stilsicherem Deutsch: «Was darin relevant ist, ist, dass in dieser Stadt das Gesetz



Aufgetaut: Stadtpräsidentin Mauch.



«Schweizer Schokolade»: Moderator Noah.

der Stärksten herrscht. Wer am meisten bieten kann, erhält eine Wohnung, wer nicht, muss weiter ziehen.» Die promovierte Soziologin, die ihr Geld mit staatlichen Integrationsprojekten für die schlechtausgebildeten Landsleute verdient, residiert übrigens standesgemäss am Zürichberg. (sär)

Von allen ukrainischen Oligarchen kommt **Igor Kolomoiski** dem Bild des James-Bond-Bösewichts am nächsten: In seinem Büro beeindruckt – oder verängstigt – ein Haifischtank die Besucher, und für alle Fälle hält er sich eine eigene Privatarmee. Die zog er unlängst vom Kampf gegen russische Separatisten ab und schickte sie nach Kiew, wo sie seinen Business-Interessen Nachdruck verleihen sollte. Staatschef **Petro Poroschenko** – auch er ein Oligarch, wengleich ein raubfischfreier – war nicht amüsiert und setzte **Kolomoiski** umgehend als Gouverneur der Provinz Dnjepro-



«Das Gesetz der Stärksten»: Kantonrätin Bartal.



Plötzlich kleinlaut: Oligarch Kolomoiski.



«Grexit»-Ei? Staatspräsident Pavlopoulos.

petrowsk ab. In einem Interview mit seinem eigenen TV-Sender gab sich Kolomoiski ungewöhnlich kleinlaut: «Poroschenko ist ein sehr geduldiger Mensch. Ich an seiner Stelle hätte den Gouverneur Kolomoiski schon viel früher gefeuert.» (ky)

Das Osterfest dreht sich um das theologische Geheimnis der Erlösung. Es ist also passend, dass die am Finanzmarkt gemessenen Wahrscheinlichkeitswerte eines Austritts Griechenlands aus der Euro-Zone gerade derzeit wieder Rekordstände erklimmen. Feiertage eignen sich traditionell gut für Währungsreformen, und das rhetorische Scharmützel zwischen Berlin und Athen eskaliert in diesen Tagen. Der höchste Grieche, Staatspräsident **Prokopis Pavlopoulos**, fuhr der deutschen Kanzlerin **Angela Merkel** in einem Zeitschriftenaufsatz mit Vokabular aus dem Reich der Psychiatrie an den Karren: Sie sei «aufgrund ihrer eigenen traumatischen ostdeutschen Herkunft und der daraus resultierenden Zwangsvorstellungen nicht in der Lage, ausreichend zu begreifen, was die EU und die europäische Vision bedeuten». Hat der Osterhase ein «Grexit»-Ei versteckt? (fsc)

Nachruf



«Drachen-Lady»: Produzentin Bienstock.



Tollkühne Eleganz: Regisseur Dietl.

Miriam Bienstock (1923–2015) — Kein Mensch wäre je darauf gekommen, ihre Aufnahme in die Rock 'n' Roll Hall of Fame vorzuschlagen, und auch ihr Begräbnis fiel nicht weiter auf. Warum auch: Besuchern bei Atlantic Records in den fünfziger Jahren fiel die hübsche Brünette vielleicht allenfalls auf, wenn sie half, das grösste Büro des jungen Unternehmens in ein Aufnahmestudio zu verwandeln, damit dort Musiker wie Aretha Franklin, Wilson Pickett oder John Coltrane aufs Ganze gehen konnten. Miriam Bienstock war damals verheiratet mit Herb Abramson, und das Ehepaar steuerte 2500 Dollar bei, damit ihr durchgeknallter Freund Ahmet Ertegun 1947 seinen Traum von einer Schallplattenfirma für vornehmlich schwarze Musik wahr machen konnte.

Mrs Bienstock war die Frau fürs Grobe: Sie schleppte die angelieferten Schallplatten in die oberen Lagerräume, führte die Bücher und zahlte die Künstler aus. «Es war Miriam, die den Laden schmiss – keiner von uns hätte das gekonnt», kommentierte Ertegun später. «Ausserdem hatte sie einen sehr guten Musikgeschmack. Sie war die Erste, die mir Platten von Ray Charles vorspielte.» Die auch als «Drachen-Lady» bekannte Managerin konnte und musste knallhart agieren. Als sie von offiziellen Stellen zur verbotenen damaligen Praxis des sogenannten Payola in der Musikindustrie befragt wurde, antwortete sie mit stoischer List: «So etwas haben wir nicht gemacht... aber wir werden es auch nie wieder tun!» Miriam Bienstock starb am 21. März im Alter von 92 Jahren in Manhattan, wo sie zuletzt als Produzentin am Broadway gewirkt hatte. *Thomas Würdehoff*

Helmut Dietl (1944–2015) — Im deutschen Film gab und gibt es zwar Klamotten und Klamauk, aber Komödien so gut wie nicht. Der gebürtige Münchner Helmut Dietl war der einzige deutsche Komödienregisseur, der es – ganz wie sein Vorbild Billy Wilder – verstand, mit kühl-ironischem Witz das Komische im Tragischen, das Lächerliche im Erhabenen mit Charme und Esprit aus der Gesellschaft herauszuarbeiten. Vielleicht lag's am barocken, katholisch geprägten Bayern, vor diesem Hintergrund jedenfalls schuf er in der drögen TV-Epoche der Achtziger zwei bis heute einzigartige TV-Serien: «Monaco Franze» und «Kir Royal». Mit «Monaco Franze» porträtierte er den ausgekochten Altstenzen-Charme der Münchner und in «Kir Royal» mit fröhlicher Zyniker-Schärfe die exhibitionistische Bussi-Society und Klatschpresse. Für Dietl waren Heimat und Welt eins. Er war der Einzige, der mit hedonistischem Furor den deutschen Film aus seiner Krankenkassen-Brillen-Optik sprengte und Platz machte fürs grosse, intelligente Showbiz. «Schtonk!» (1992), die Irrwitz-Satire über die Presse und ihren Scoop-Wahn mit den gefälschten Hitler-Tagebüchern, gehörte ebenso dazu wie sein genialer «Rossini» (1997), jene Gesellschaftsatire, in der er die Welt in ein Restaurant packte. Und was Menschen immer und überall tun, sich wegen Liebe, Erfolg und Leidenschaft zerfleischen, das tun sie hier besonders rabiat. Was Dietl-Filme so besonders machte, war die Musikalität ihrer Erzählweise: Tempo, Grazie, Rhythmus, tollkühne Eleganz – höllisch witzige Teufelsballette. Da bleibt eine Lücke. *Wolfram Knorr*

Wucht der Taten, Kraft der Mythen

Von Roger Köppel — Historiker und Politiker duellieren sich wieder auf den Schlachtfeldern von Morgarten und Marignano. Die Linken erklären alles zum «Mythos», was ihnen nicht passt. Und selbst wenn sie recht hätten: Die Schweizer Geschichte bleibt eine faszinierende Erzählung.

Myth is much more important and true than history. History is just journalism and you know how reliable that is. Joseph Campbell

Die Schweizer Hochschulen stellen sich verlässlich als geistiges Reduit für die Linke zur Verfügung. An der Uni Zürich häufen sich die Diskussionsveranstaltungen über die Schweizer Geschichte. Anlass sind die einschneidenden Daten Morgarten (1315), Marignano (1515) und Wiener Kongress (1815). Die Debatten freilich werden nicht im Sinn und Geist der Kontroverse und der lebhaften Auseinandersetzung geführt. Angesagt sind vielmehr Selbstbestätigung und Monologe unter Gleichgesinnten.

Es sieht so aus, als ob die SP jetzt auch offiziell das Kommando in den Geisteswissenschaften übernommen hätte. Kürzlich debattierten die SP-Regierungsrätin Regine Aeppli, der frühere SP-Bundesrat Moritz Leuenberger und der linke Historiker Jakob Tanner öffentlich über die Bedeutung der Neutralität. Dieser Tage ging am Historischen Seminar eine weitere Podiumsdiskussion unter Linken über die Bühne. SP-Ständerätin Anita Fetz, der linksradikale Schriftstelleragitor Guy Krneta, der Neuenburger Literaturwissenschaftler Peter Schnyder und der Zürcher Historiker Simon Teuscher spielten sich in einem Freundschaftsspiel blind die Pässe zu. Ein paar wohlthuende Kontrapunkte setzte immerhin Erika Hebeisen, die Kuratorin der hervorragenden «Marignano»-Ausstellung des Zürcher Landesmuseums.

«Nationalkonservative Sichtweise»

Insgesamt war sich das historische Quintett allerdings gespenstisch einig: Man müsse die Uni vor dem vereinnahmenden Zugriff der bösen «Rechtsnationalen» bewahren. Die «rechten Geschichtsmythen» seien zu bekämpfen. Fetz verstieg sich zum Appell an die Studenten, die Uni gegen die rechten Geschichtsverdrehler als Raum der Wahrheit aktiv zu verteidigen. Sollen SVP-Mitglieder künftig nicht mehr zum Geschichtsstudium zugelassen werden? O-Ton Fetz: «Es dominiert die nationalkonservative Sichtweise. Wenn die sich vollends durchsetzt, dann werden die Geisteswissenschaften abgeschafft.» Zustimmendes, antitolerantes Raunen kräuselte im vollbesetzten Saal.

Die Schweizer Geschichte: Traut man den Linken, haben wir es hier mit einer Aneinanderreihung von Mythen, Missverständnissen und gezielten Irreführungen zu tun. Das historische Abbruchunternehmen von links meldet

sich seit gut dreissig Jahren mit zu- und abnehmender Vehemenz zu Wort. Den Höhepunkt erlebten die Mythenzertrümmerer fraglos gegen Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Damals war die Schweiz in Rücklage wegen der nachrichtenlosen Vermögen. Plötzlich sah sie sich angeprangert aufgrund ihrer Rolle im Zweiten Weltkrieg. Der Bundesrat setzte die Bergier-Kommission zur Festschreibung der offiziell gewünschten Geschichte ein. Die Staatshistoriker verfügten auftragsgemäss, dass sich die Schweiz zwischen 1933 und 1945 übel benommen habe.

Elastischer Apparat

Die Schweizer Geschichte ist ein Politikum. Das war sie immer. Die Schweiz ist keine Blut- und Boden-Nation. Die Schweiz ist vor allem ein Staatsmodell, eine bestimmte Auffassung von bürgerlicher Freiheit, ein rationales politisches Verfahren zur Meisterung der jeweils aktuellen Herausforderungen. Die Schweiz war nie ein ideologisch festgezurrtes Gebilde, sondern eher ein erstaunlich elastischer Apparat, der auf Einwirkungen von aussen flexibel reagierte. Wer wir sind und was uns ausmacht, war daher stets eine Frage, die man durch die Deutung und Erforschung der Geschichte zu beantworten suchte. Schweizer Geschichte ist daher politisch besonders brisant.

Das haben auch die linken Historiker gemerkt, die an unseren Universitäten fast uneingeschränkt herrschen. Sie haben ein obsessives Verhältnis zur «Wahrheit» entwickelt, das sie gegen die «Mythen» ihrer politischen Gegner in Anschlag bringen. Am Ende geht es auch ihnen vor allem um Politik. Die meisten Historiker stehen erklärermassen oder uneingestanden links, streben in die EU, haben Mühe mit den Schweizbildern der «nationalkonservativen Rechten», mit denen sich auch nur höchst ungern in Diskussionen auseinandersetzen.

Die Strategie der offiziellen Historiker läuft darauf hinaus, alles zum niedrigen «Mythos» zu erklären, was ihren eigenen, natürlich streng wissenschaftlichen und objektiven Interpretationen der Schweizer Geschichte widerspricht. Das zeigt sich aktuell am Beispiel Marignano. Das Zürcher Uni-Podium bestritt nicht, dass Marignano stattfand und Tausenden von Eidgenossen das Leben kostete. Aber die Folgerung, dass Marignano eine tiefere Bedeutung für das Schweizer Selbstverständnis oder gar für die Entstehung der Neutralität gehabt haben könnte, wurde von der Runde mit einer

Mischung aus Stüffisanz und aggressiver Vehemenz verneint. Historiker Teuscher sagte: «Mit Blick auf Marignano kann man ja noch nicht einmal von einer Schweiz sprechen.»

Machiavellis «Svizzeri»

Marignano – ein Detail der Schweizer Geschichte, die es damals in Ermangelung einer Schweiz noch gar nicht gab? Vielleicht machen es sich die Historiker an diesem Punkt zu einfach. Zeitgenossen jedenfalls sahen es anders und deutlicher. Der Florentiner Macht- und Kriegstheoretiker Niccolò Machiavelli zum Beispiel erkannte die Eidgenossen damals durch-



Wahrheiten für die Gegenwart: «Rückzug von

aus als «Svizzeri», vor allem aber als aufstrebende europäische Supermacht in der Nachfolge der alten Römer. Machiavelli nahm die Eidgenossen anders als Professor Teuscher bereits als eine Art politisches Kollektiv wahr, das sich anschickte, das zerklüftete Italien zu erobern. Als die überschätzten Eidgenossen in Marignano ihr Waterloo erlebten, sprach der gleiche Machiavelli vom Ende der «schweizerischen» Grossmachtpolitik.

Nicht alles ist Mythos und Weihnachten

Natürlich hatte Marignano eine erhebliche Bedeutung für die Eidgenossenschaft. Das spürte nicht nur Machiavelli. Die Zeit der Hegemonialpolitik der alten «Orte» war vorbei. Die Erfahrung der Niederlage prägte den Eidgenossen ein Gefühl ihrer territorialen Beschränktheit ein. Die Neutralität wurde damals sicher nicht im urkundlichen Sinn späterer Jahrhunderte begründet, aber die Eidgenossen hatten sich fraglos eine derart blutige Nase geholt, dass sie das aussenpoliti-

sche «Stillesitzen» allein schon als Überlebenstaktik anzuwenden begannen. Dass sie gleichzeitig weiterhin Söldner in alle Himmelsrichtungen exportierten, ist dazu kein Widerspruch. Gerade weil die Schweizer alle Grossmächte mit Reisläufern belieferten, um damit viel Geld zu verdienen, verzichteten sie klugerweise darauf, ihre potenziellen Kunden selber anzugreifen.

Es ist eben nicht alles Mythos und Weihnachtswort, was in der Schweizer Geschichte vor 1848 passierte. Es gab die überraschenden Schlachtensiege von Morgarten, Laupen, Näfels und Sempach. Arnold von Winkelried starb zwar in der Schlacht, aber erst 1522 und nicht 1386. Auch ist es pure Erfindung, dass man dem eingebildeten Helden von Sempach nachträglich zuschrieb, er habe die Spiesse der Gegner in seinem Brustkorb vereinigt. Das ist Mythos, aber es ändert nichts daran, dass die in taktischen Vierecken gruppierten Schweizer auf dem Schlachtfeld neue Massstäbe der Gewalt, der Grausamkeit und des Erfolgs setzten. Das

Kriegertum der Schweiz hatte einen räuberischen Zug, und man darf es nicht einfach zum Kampf freier Bauern gegen fremde Tyrannen stilisieren. Trotzdem bleibt es richtig, dass sich in diesen Schlachten ein neues und andersartiges Gemeinwesen formte und behauptete. Es bildete die Grundlage für den späteren demokratischen Rechtsstaat.

Mangel an Weisheit

Natürlich wurde die moderne Schweiz von den alten Eidgenossen nicht auf dem Reissbrett konstruiert. Selbstverständlich kutschierten die einstigen «Orte» in vielfältigen Bündnissen, die nichts mit einem heutigen Souveränitätsverständnis zu tun haben. Aber die Rückprojektion aktueller Begriffe auf frühere Verhältnisse ist geistig fruchtlos und zeugt geschichtlich von einem Mangel an Weisheit. Tatsache bleibt: Die Schweiz, die es früher streng wissenschaftlich nicht gegeben haben soll, ist entstanden und existiert. Tatsache ist auch, dass diese Schweiz ein ganz anderes politisches Modell ausbildete als ihre Nachbarn.

Und Tatsache ist schliesslich, dass sich die Schweiz aus einer embryonalen Urform am Ausgang des Mittelalters schliesslich zu einem wehrhaften, unabhängigen Staat entwickelte, der seine Unabhängigkeit mit Bündnissen und mit Waffen verteidigte. In den fünfziger Jahren

Da ist Tell, diese wandelnde Unabhängigkeitserklärung wider den Untertanengeist.

des 19. Jahrhunderts drohten die Preussen, wegen Neuenburg ein 100 000-Mann-Heer in die Schweiz zu entsenden. Der Bundesrat stellte sich quer und sagte trotzig: Wenn der König den Krieg haben wolle, könne er ihn haben. Die 100 000 Preussen blieben in ihren Kasernen. Auch wenn es hier glimpflich abging: Unzählige Schweizer haben für die Unabhängigkeit der Schweiz ihr Leben riskiert. Es mutet etwas geschmacklos an, den Toten hinterher einreden zu wollen, sie hätten ihre Existenzen für «Mythen» und Illusionen hingegeben.

Geschichte ist Politik. Politik ist Geschichte. Vor allem in der Schweiz. Die Wahrheit kann niemand für sich in Anspruch nehmen, und nicht alles ist Mythos, was als Mythos bezeichnet wird. Aber lassen wir uns für einen Moment auch auf diesen schwierigen Begriff ein. Mythen sind Geschichten, die wahr sind, auch wenn sie nicht stimmen. Mythen sind kollektive Träume von Gesellschaften, in denen sich die Gesellschaften darüber Rechenschaft ablegen, wer sie sind und welchen inneren Antrieben sie folgen. Mythen können sich von Fakten losreissen, aber sie bleiben verwurzelt in der Lebenswirklichkeit der Menschen, die sich in den Mythen erkennen. Mythen können nicht einfach verordnet oder erfunden werden. Mythen sind das



Marignano» von Ferdinand Hodler (Entwurf), ca. 1896.

immer schon Vorgefundene. Wer Völker verstehen will, muss ihre Mythen verstehen.

Aus dieser Perspektive kann man sagen: Selbst wenn die linken Historiker recht hätten und die Frühgeschichte der Schweiz von Rütli-schwur bis Sempach, von Murten bis Marignano ins Reich der Legende verwiesen werden könnte – dann wäre die erdichtete Schweizer Geschichte doch erst recht interessant! Die historische Legende wird noch faszinierender, wenn man sie sich als geistiges Konstrukt einer Willensnation vorstellt, die sich nicht nur ihren eigenen, einzigartig freiheitlichen Staat, sondern als Beglaubigung auch gleich noch die eigene Geschichte hinzuerfindet. Mythen geben Orientierung. Sie müssen ihre Brauchbarkeit immer wieder neu beweisen. Nutzlose Mythen sterben ab. Nützliche Mythen überleben, weil sie gebraucht und freiwillig geglaubt werden.

Faszinierende Erzählung

Die historische Legende: Das ist der einsame Gebirgsjäger Tell, diese wandelnde Unabhängigkeitserklärung wider Sklaverei und Untertanengeist. Da ist der Held von Sempach, Winkelried, der sich für die Seinen opfert und so den Sieg gegen den verhassten Habsburger Herzog möglich macht. Da ist schliesslich die asketische Heiligengestalt des Niklaus von Flüe, ein säkularer Heiliger der Streitschlichtung und des Ausgleichs, der die Eidgenossen ermahnt, bescheiden und sich selber treu zu bleiben. Die Schweiz bleibt eine faszinierende historische Erzählung. Noch in ihren Mythen drücken sich tiefe Wahrheiten über unsere Geschichte aus und die Art, wie sie von den Schweizern erlebt wurde.

Älter als die SVP

Mythos oder Wahrheit? Es ist die falsche Frage. Vielleicht sollten sich die kämpferischen Historiker und Mythenskeptiker etwas selbstkritischer mit ihren eigenen Mythen auseinandersetzen oder wenigstens versuchen, sich ihrer eigenen Mythen einmal bewusst zu werden. Auf die Wissenschaftlichkeit der geschichtsschreibung sollte man sich ohnehin nicht allzu viel einbilden. Historiker sind keine Physiker. Wie in der Politik dominieren oft persönliche Vorlieben und Interessen.

Und: Die überlieferte Schweizer Geschichte ist auch in ihren mythischen Verklärungen mehr als nur ein Märchen. Die historische Befreiungslegende ist älter als die «geistige Landesverteidigung» und älter als die SVP. Schon vor Jahrhunderten arbeiteten Gelehrte akribisch daran, Fakten und Sagen miteinander in Einklang zu bringen. Mythen sind ein Vorratsspeicher an Erfahrungswissen. Die Tatsache, dass wir heute von Marignano, von Winkelried und von Wilhelm Tell sprechen, ist der Beweis dafür, dass viele in diesen alten Geschichten noch immer Wahrheiten und Inspiration für die Gegenwart erkennen.

Geschichte

Ewiggestrig, das sind die anderen

Von Rico Bandle und Lucien Hunziker (Bild) — Der oberste Hüter der Schweizer Geschichte ist nicht Historiker, sondern Schauspieler und Ökonom. Andreas Spillmann, Direktor des Landesmuseums, blickt unverkrampft auf unsere Vergangenheit – höchst erfolgreich.

Es war eine kleine Revolution. Nach der Eröffnung der neuen Dauerausstellung «Die Geschichte der Schweiz» im Dezember 2009 feuerte der Historiker Roger Sablonier in der NZZ eine ganzseitige Tirade ab gegen die neue Schau, worauf Museumsdirektor Andreas Spillmann mit einer bemerkenswerten Aussage konterte: «Unsere Aufgabe ist es, zu erzählen, was war! Und zuweilen darf man sogar auch wieder ein bisschen stolz sein in Bezug auf dieses «Was war».» Was für Worte! Nachdem sich die Geschichtsvermittlung an den Universitäten dreissig Jahre lang darauf konzentrierte, die vormodernen Ereignisse als Erfindung oder unerheblich für die Gegenwart abzutun und den Schweizer Wohlstand als Produkt von Ausbeutung und Opportunismus zu erklären, erschien Spillmanns Bekenntnis geradezu aufreißerisch.

Hinter den Mauern des Schlosses beim Zürcher Hauptbahnhof hat sich in den letzten Jahren tatsächlich ein neuer Geist breitgemacht. Dies zumindest suggerieren die Besucherzahlen. Seit Spillmann 2006 die Leitung des Landesmuseums übernommen hat, kann er fast jedes Jahr einen neuen Rekord vermelden. Letztes Jahr waren es 227 000 Besucher – mehr als doppelt so viele wie bei seinem Amtsantritt.

Zurzeit ist das Landesmuseum eine grosse Baustelle. Die aktuelle Marignano-Ausstellung ist in einem Provisorium im Innenhof untergebracht, um in den Verwaltungstrakt zu gelangen, muss man erst einige Baubretter übersteigen. Spillmanns Büro befindet sich hinter einer elektrischen Sicherheitstür, eine Überwachungskamera an der Decke ist auffällig in Richtung des Schreibtisches gerichtet. Ist der Direktor des Landesmuseums nach dem wieder aufgeflamten Streit um die Deutung der Schweizer Geschichte an Leib und Leben gefährdet? Spillmann winkt ab. Sein Büro sei nur ein Provisorium, nach der Fertigstellung des Erweiterungsbaus 2016 würden in dem Raum wertvolle Medaillen und Münzen ausgestellt, deshalb die Sicherheitsmassnahmen. «Ich bin froh, wenn ich wieder rauskomme, es ist schon etwas klaustrophobisch hier drin.»

Die neuen Konservativen

Dass das Landesmuseum überhaupt die Schlacht von Marignano in einer prächtigen Schau zum Thema macht, bedeutet für gewisse politische Kreise bereits eine Provokation. Eine Künstlergruppe hat letztes Jahr unter dem Titel

«Hurra, verloren! 499 Jahre Marignano» präventiv Stimmung gemacht gegen jegliches Gedenken an das Gemetzel in Norditalien, das rund 10 000 Eidgenossen das Leben gekostet hat. Und an der Universität Zürich gab es letzten Dienstag eine Podiumsdiskussion unter dem Titel «Marignano – lieber vergessen?».

Das altbekannte Hickhack erscheint mittlerweile eher albern: Professoren und Publizisten mahnen, die Schweizer Mythen seien falsch und würden instrumentalisiert, worauf SVP-Urgestein Christoph Blocher mit aller Wucht zurückpoltert, jene Leute wollten die Schweiz in «Richtung EU auflösen». Für das Landesmuseum ist ein solcher Disput nur positiv. «Wenn ich höre, dass man über Marignano nicht reden soll, werde ich hellhörig», sagt Andreas Spillmann. Für ihn ist klar: «Das Thema muss interessant sein, nicht die politische Absicht, die jemand damit verbinden könnte.»

Es ist bezeichnend, dass gerade ein Nichthistoriker für die Ablösung einer Historikergeneration steht. An den Universitäten haben immer noch Leute das Sagen, die in den siebziger und achtziger Jahren studiert haben und einst gegen das verstaubte Geschichtsbild aus dem 19. Jahrhundert ankämpften. «Die Neuerer von damals gelten mittlerweile wohl eher als konservativ», sagt der 55-jährige Museumsdirektor. Er erwähnt den britischen Historiker Eric Hobsbawm, der mit seiner Theorie «The Invention of Tradition» eine ganze Historikergeneration beeinflusst hat. Die Zertrümmerung von Mythen, aufzuzeigen, was nicht war – das galt als provokant und erforderte zuweilen tatsächlich auch Mut. «Aber auch Ideen setzen Staub an», sagt Spillmann. «Im 21. Jahrhundert weiss man, dass es Mythenfindungen gegeben hat. Deswegen sind diese aber nicht bedeutungslos. Das sind Geschichten, die prägen.» Spillmann plädiert für eine Entkrampfung: «Jeder kann heute zwischen historischen und literarischen Figuren unterscheiden. Die Belehrung, dass dies nicht dasselbe ist, braucht es nicht mehr.»

Zudem sei ja nicht alles erfunden. «Es gibt historische Fakten, zum Beispiel die Schlacht von Marignano, im Unterschied etwa zur Figur des Winkelrieds. Es ist die Aufgabe eines historischen Museums, beides im Kontext zu zeigen.» Ideologisch geführte Diskussionen, wie zum Beispiel, ob man nun Waffen zeigen dürfe oder nicht, gehören der Vergangenheit an. So hat Spillmann auch den Waffenturm im Landes-



«Das steckt ganz tief in uns drin»: Museumsdirektor Spillmann.

museum wiedereröffnet. «Das interessiert doch einfach. Für mich als Buben waren die Waffen auch das Grösste», sagt er.

Weniger Geld, mehr Zuschauer

Spillmann kam durch Zufall zu seiner Stelle. Sein Vorgänger, Andres Furger, wurde 2006 überraschend entlassen, er war bei den damaligen Verantwortlichen des Bundesamts für Kultur in Ungnade gefallen, weshalb genau, blieb unklar. Spillmann sollte interimistisch den Betrieb übernehmen. Seine erste Amtshandlung war: sparen. Dreizehn Stellen hat er abgebaut und die Musée-Suisse-Gruppe (heute: Nationalmuseen), zu der neben dem Landesmuseum Zürich mehrere Aussenstellen gehören, restrukturiert. Das tat er so erfolgreich, dass er sich ein Jahr später in einem ordentlichen Bewerbungsverfahren durchsetzte und definitiv zum Direktor gewählt wurde.

Dabei hatte Spillmann zuvor noch nie in einem Museum gearbeitet. Nach der Matura liess er sich an der Münchner Falckenberg-

Schule zum Schauspieler ausbilden und hängte in der Folge noch ein Studium der Volkswirtschaft an. Nach der Promotion eröffnete er ein eigenes Beratungsunternehmen, vorwiegend für den öffentlichen Bereich. 1998 dann wurde er Kulturchef des Kantons Basel-Stadt. Nach vier Jahren gab er die sichere Beamtenstelle auf und trat den wohl schwierigsten Job an, den die Schweizer Kulturszene zu bieten hatte: Er wurde kaufmännischer Direktor des Zürcher Schauspielhauses, das unter dem damaligen künstlerischen Leiter Christoph Marthaler finanziell vor dem Abgrund stand. Innerhalb von vierzehn Tagen erstellte der Branchenuling ein Budget und brachte den schlängelnden Betrieb wieder auf Kurs. Nach Marthalers Abgang 2004 übernahm er interimistisch auch die künstlerische Leitung. Er senkte die Kosten um zwanzig Prozent, die Publikumszahl steigerte sich mit seinem konzentrierten, künstlerisch hochstehenden Programm um zehn Prozent. Nach einem Jahr war

Schluss: Matthias Hartmann trat die künstlerische Leitung an, das aus Bochum angereiste Alphonse Dulude duldete keine starke Figur neben sich, Spillmann musste gehen.

Spillmann, so wird ihm attestiert, zeichne sich vor allem durch sein diplomatisches Geschick aus. Er habe einen engen Draht zu Politikern und Amtsstellen – eine wichtige Voraussetzung für seine erstaunliche Karriere im staatsnahen Kulturbereich. So versteht er sich auch gut mit Kulturminister Alain Berset (SP), an dessen Kulturbotschaft für die Jahre 2016 bis 2020 er mitgewirkt hat.

Seine Fähigkeit, alle Seiten einzubinden, macht sich bis in die Ausstellungen hinein bemerkbar. So beginnt die 2009 eröffnete Dauerausstellung «Geschichte der Schweiz» mit dem Slogan «Niemand war schon immer da», also mit der Geschichte der Einwanderung. SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli monierte, man präsentiere einen «Jubelpfad zur Migration». Später in der Ausstellung sind dafür die einst verpönten Zinnsoldaten des Murten-Dioramas

ausgestellt und Marignano wird als wegweisende Schlacht beschrieben, die dazu führte, dass sich die Eidgenossen fortan aus europäischen Territorialkämpfen heraushielten. Es wirkt, als stelle das Museum mit dem anfänglichen Fokus auf die Migrationsgeschichte bewusst die eine politische Seite zufrieden, damit der Weg frei ist, auf die Bedeutung der Mythen hinzuweisen. Auch bei den Sonderausstellungen wird auf die Balance geachtet: Eine Schau

Weg von der Zertrümmerung und hin zur Neugier, zum Geschichtenerzählen.

zum 50-Jahr-Jubiläum der Umweltorganisation WWF hat ebenso Platz wie eine Ausstellung zum Schweizer Film mit Fokus auf geistige Landesverteidigung, die die NZZ am Sonntag reflexartig als «Filmgeschichte im Geist der SVP» abtat, weil BaZ-Chefredaktor Markus Somm die Eröffnungsrede hielt. Spillmann sieht kein Kalkül hinter der Strategie. «Wir machen unsere Ausstellungen ja nicht in erster Linie für Politikerinnen und Politiker, sondern für unsere Besucher», sagt er.

Die Vielfalt kommt auch in den politisch unverdächtigen Ausstellungen zum Ausdruck. Da werden volksnahe Persönlichkeiten wie Trudi Gerster oder Mani Matter präsentiert, daneben urbane Themen wie «postmodernes Design», gar ein Pokal von Tennisspieler Roger Federer hat schon einmal einen Ehrenplatz im Landesmuseum erhalten.

Was die Schweiz ausmacht

Wo liegt nun der Kern der Schweizer Identität? Was sind seine Erkenntnisse nach neun Jahren als Direktor des Landesmuseums? Spillmann zögert, seine Antwort fällt eher karg aus. «Dass wir Konflikte nicht gern in der Öffentlichkeit austragen. Unser ganzes politisches System mit der Konkordanz und ein grosser Teil der Schweizer Geschichte sind durch diese Eigenheit geprägt. Das steckt ganz tief in uns drin. Auch in mir, das habe ich aber erst gemerkt, als ich im Ausland gelebt habe.»

Den Erfolg des Landesmuseums würde er nie auf sich zurückführen, dafür ist er zu bescheiden. Das Interesse an der Geschichte habe allgemein stark zugenommen: «Weltweit gleicht sich alles an: Architektur, Städtebau, Kunst. In der totalen Universalisierung, wo alles vereinheitlicht wird, entdecken die Leute die Freude am Eigenständigen – und dazu gehört die eigene Geschichte.» Die Freude, «dä Plausch», wie er sagt, ist für ihn als Museumsdirektor zentral. Weg von der Negation, der Zertrümmerung, und hin zur Neugier, zum Geschichtenerzählen, wo auch das Positive hervorgehoben werden darf. Auch in diesem Gespräch macht er wieder deutlich: «Man darf doch stolz sein auf die eigene Heimat.» ○

Nur 2 Auftritte!
Zürich: 19. April / St. Gallen: 21. April



Live-Konzert von DOMOG

Klang der mongolischen Steppe

Erstmals in der Schweiz ist die mongolische Folk-Band DOMOG live zu erleben. Ihr musikalischer Mix aus Folk, Rock und traditioneller Musik sorgt weltweit für Furore. Ein Geheimtipp!

DOMOG ist ein musikalisches Phänomen. Wann immer die fünf Musiker aus der Mongolei die Bühne betreten, begeistern sie mit ihrer Kombination aus Folklore und modernen Klangwelten das Publikum. 2013 wurde die Band mit dem Titel «Absolute World Champion of Folklore» ausgezeichnet.

Ihr Markenzeichen sind die Pferdekopfgewigen, das uralte Nationalinstrument der Mongolei. DOMOG entwickeln daraus einen eindrucksvollen Sound, mit unglaublichem Tempo gespielt und begleitet vom Rock-Schlagzeug, der selbst einer Heavy-Metal-Band in nichts nachsteht.

Dazu kommt der unvergleichliche Xomei-Gesang von Bat-Orshih. Der DOMOG-Frontmann ist mongolischer Meister seines Fachs und ein Spitzenkünstler des asiatischen Kehlkopf- und Obertongesangs.

«Pferdekopfgewige und Xomei sind beides kulturelle Schätze meiner Nation», sagt Bat-Orshih. «Es ist für mich eine grosse Ehre, diese Schätze präsentieren zu dürfen.»

In der mongolischen Sprache bedeutet DOMOG Legende. Lassen Sie sich diesen einzigartigen Auftritt der Band aus der mongolischen Steppe nicht entgehen!

Einen ersten Eindruck erhalten Sie auf Youtube:
www.youtube.com/watch?v=EVSGt2M228M

Platin-Club-Spezialangebot

«DOMOG der Klang der mongolischen Steppe»

Zürich:

Sonntag, 19. April 2015, Konzertbeginn: 19 Uhr
Gemeinschaftszentrum Heuried,
Döltschweg 130, 8055 Zürich

St. Gallen:

Dienstag, 21. April 2015, Konzertbeginn: 19.30 Uhr
Tonhalle, Museumstrasse 25, 9000 St. Gallen

Preise:

Fr. 30.– (statt Fr. 40.–)

Buchung:

Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 0900 325 325 (Ticket hotline) oder online unter starticket.ch.

Bedingungen:

Bei gültigem Abonnement der Weltwoche. Das Angebot ist nicht kumulierbar.

Veranstalter:

Mongolia Business Club (Schweiz),
8001 Zürich

www.weltwoche.ch/platinclub



Humanitärer Blindflug

Simonetta Sommaruga operiert mit falschen Zahlen. Die Kosten für die Aufnahme syrischer Flüchtlinge werden viel höher ausfallen, als die SP-Justizministerin sagt. Das zeigen vertrauliche Papiere ihres eigenen Departements. Von Hubert Mooser

Der Grossteil der Flüchtlinge aus Eritrea lebt von der Sozialhilfe. Der Ärger darüber ist gross. Aber jetzt wiederholt sich die Geschichte mit den Flüchtlingen aus der Krisenregion Syrien. Das Elend der aus ihrer Heimat Vertriebenen bewegt zwar auch die Schweiz. Darum beauftragte der Bundesrat am 14. Januar das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) und das Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), Massnahmen zu prüfen zur Linderung der Not.

Das Gremium dachte dabei vor allem an eine verstärkte Hilfe vor Ort. Aber Justizministerin Simonetta Sommaruga und Aussenminister Didier Burkhalter hatten andere Pläne – nämlich die Aufnahme von zusätzlichen 3000 Flüchtlingen aus Syrien. Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf protestierte, dies entspreche nicht dem Auftrag. Doch am Ende segnete der Bundesrat die Aktion brav ab. Die humanitäre Aktion wird die Kosten der Sozialhilfe weiter hochtreiben, dies geht auch aus dem vertraulichen Aussprachepapier vom 6. März hervor. Das Papier zeigt aber auch, wie das Gespann Sommaruga–Burkhalter Zahlen und Fakten verdrehte und schönredete, um die Aufnahme zusätzlicher Syrer zu rechtfertigen. Sommarugas Departement tischte dem Parlament in der Frühlingssession sogar falsche Zahlen auf über die Kosten der Aktion.

Die Aufnahme von 3000 Flüchtlingen aus Syrien würde schätzungsweise 42 Millionen Franken pro Jahr kosten, hielt das EJPD in der schriftlichen Antwort auf eine Frage aus dem Nationalrat fest. Darin enthalten seien einmalige Aufwände für die Abgeltung der Einreisekosten und für die Ausrichtung der Integrations- und Verwaltungskostenpauschale, zudem die jährlich wiederkehrende Globalpauschale für die Sozialhilfekosten an die Kantone. Dem Bundesrat legte Sommaruga andere Berechnungen vor. Demnach handelt es sich bei den 42 Millionen «bloss» um die erst noch konservativ geschätzten jährlichen Sozialhilfekosten. Laut dem Sommaruga-Papier betragen die Sozialhilfekosten für die Aufnahme von 2000 sogenannten Schutzbedürftigen, also besonders verletzlichen syrischen Flüchtlingen, pro Jahr 28,8 Millionen Franken. Weiteren 1000 will man mit einem humanitären Visum die Einreise erleichtern. Es geht hier um Familienangehörige von schon in der Schweiz lebenden Syrern. Im Verwaltungs-Slang laufen sie unter der Kategorie vorläufig Aufgenommene. Diese



Gesalzene Rechnung: Simonetta Sommaruga.

Gruppe wird die Eidgenossenschaft pro Jahr mit 12,6 Millionen Franken Sozialhilfekosten belasten. Der Bund kommt im besten Fall sieben Jahre für die Sozialhilfekosten auf. Danach kommen die Kantone an die Kasse. Was Sommaruga dem Parlament und der Öffentlichkeit zudem verschwiegen hat: Die aktuelle Syrien-Aktion verursacht aber auch noch weitere Auslagen wie zum Beispiel die Abgeltung der Reisekosten, welche das EJPD auf 2,5 Millionen Franken schätzt. Dazu entrichtet der Bund eine Integrationspauschale in Höhe von 18 Millionen Franken. Weitere 2,5 Millionen verschlingen Verwaltungskosten. Kurzum: Zur Sozialhilfe von 42 Millionen Franken kommen noch zusätzliche Auslagen von 23 Millionen Franken dazu. Das macht 65 Millionen.

Sommarugas Buebätrickli

Tatsächlich dürfte die Rechnung am Ende für Bund und Kantone noch gesalzener ausfallen. So geht Sommarugas Departement bei der Berechnung der Sozialhilfekosten davon aus, dass 20 Prozent der schutzbedürftigen Syrer in der Schweiz arbeiten werden. Bei den vorläufig Aufgenommenen gehen Sommarugas Planer von einer Erwerbsquote von 30 Prozent aus. Die bisherigen Erfahrungen mit syrischen Flüchtlingen zeigen ein anderes Bild: Bei den

vorläufig Aufgenommenen waren am Ende des letzten Jahres nur zirka die Hälfte in der Lage, eine Arbeit zu verrichten. Und von diesen hatten nur etwa 20 Prozent einen Job. Es gehen also nicht 20 Prozent der syrischen Flüchtlinge einer Arbeit nach, wie im Sommaruga-Papier suggeriert wird, sondern nur 20 Prozent der Erwerbsfähigen. Und wie viele der neuen Flüchtlinge aus Syrien überhaupt erwerbsfähig sein werden, weiss man nicht.

Fakt ist: Von den 3000 Syrern, welche Sommaruga ins Land holen will, gelten laut dem Aussprachepapier 2000 als «besonders verletzte und oftmals traumatisierte Personen, die unter Umständen einen komplexeren Integrationsprozess hätten», heisst es im Aussprachepapier. Will heissen: Diese Personen sind auf Jahre hinaus zu keiner Arbeit fähig. Dies monierte auch Widmer-Schlumpf bei der Diskussion im Bundesrat.

Für Flüchtlinge, die bei ihrer Einreise bereits betagt, behindert oder krank sind und dauernde Unterstützung brauchen, gibt Sommaruga keine Kosten bekannt. Diese seien nicht abschätzbar.

Brisant ist aber noch ein anderer Punkt. Damit es schneller geht, soll nicht mehr die Schweiz die Flüchtlinge auswählen, sondern das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR. Kurzum: Das Teamwork von Sommaruga und Burkhalter ist ein humanitärer und finanzieller Blindflug. Das müsste es eigentlich nicht sein, wenn sich Sommaruga an die Vorgaben der Landesregierung gehalten hätte.

Als der Bundesrat 2013 die Aufnahme von damals 500 schutzbedürftigen Syrern beschloss, liess Sommarugas Migrationsbehörde durchblicken, es handele sich hier um ein Pilotprojekt für die künftige Aufnahme von Flüchtlingsgruppen. Sommaruga versprach eine laufende Evaluation. Dieses Programm ist erst zur Hälfte abgespult, eine Evaluation wird vor 2016 nicht vorliegen, trotzdem drückten Sommaruga und Burkhalter im März 2015 die Aufnahme einer noch grösseren Flüchtlingsgruppe durch. Mit Blick auf die vorgeschlagene derzeitige humanitäre Aufnahmeaktion seien Erkenntnisse aus einer Evaluation nur von beschränktem Nutzen, heisst es jetzt plötzlich im Papier von Sommaruga. Und: Würde man darauf warten, könnten sonst erst 2017 weitere syrische Flüchtlinge aufgenommen werden – als ob die Schweiz unter Druck stünde. ○

Ihr Geheimnis

Von Henryk M. Broder —
Die weisen Worte der
Bundeskanzlerin.



Nicht nur viele Deutsche fragen sich: Was ist das Geheimnis von Angela Merkel? Wo nimmt diese harmlos wirkende Frau, die nur Hosenanzüge trägt, ihre Kraft her? Wie

hat sie es geschafft, ihre Kritiker und Konkurrenten verstummen zu lassen? Seit kurzem wissen wir es. Angela Merkel hat ihr Geheimnis gelüftet.

Letzten Montag besuchte die deutsche Kanzlerin Finnland. Sie traf sich mit dem finnischen Ministerpräsidenten Alexander Stubb und stand einem studentischen Publikum in der Universität von Helsinki Rede und Antwort. Auf die ukrainische Dauerkrise angesprochen, sagte sie: «Wir müssen einen langen Atem haben, der Kalte Krieg hat auch sehr lange gedauert, und trotzdem ist Deutschland irgendwann wiedervereinigt worden, und das ist so die Lebenserfahrung, die ich habe. Wir müssen diesen langen Atem auch wirklich aufbringen und nicht, wenn die Krim ein Jahr besetzt ist, sagen: <Ach, das kriegen wir ja doch nicht wieder hin.>»

Was die Kanzlerin da sagte, klang banal, war aber weise. Ein Blick in die Geschichte beweist es. Die Israeliten waren vierzig Jahre in der Wüste unterwegs, obwohl sie den Weg von Ägypten ins Gelobte Land in vier Monaten hätten schaffen können. Der Dreissigjährige Krieg dauerte deswegen so lange, weil sich die Kriegsparteien immer wieder längere Pausen gönnten. Das Dritte Reich kollabierte nach 12, die DDR nach 40, die Sowjetunion nach 73 Jahren. Vom ersten Motorflug der Brüder Wright im Jahre 1903 bis zur ersten Mondlandung 1969 vergingen 66 Jahre. Irgendwann ist alles vorbei, oder es geht richtig los. Und dann hat sich das Warten gelohnt.

Die Kanzlerin ist dafür das beste Beispiel. Durch geduldiges Abwarten schaffte sie es von einer FDJ-Sekretärin für Agitation und Propaganda in der DDR zur Kanzlerin der Bundesrepublik. Wenn das kein Paradebeispiel für einen langen Atem ist! Dass sie sich dabei gelegentlich wiederholt, ist nicht schlimm. Die Leute haben ein kurzes Gedächtnis. Als der finnische Ministerpräsident vor genau sechs Monaten die Kanzlerin in Berlin besuchte, erklärte sie ihm ihre Haltung zur Lage in der Ukraine so: «Man muss manchmal in der Geschichte auch einen langen Atem haben und nicht nach vier Monaten schon fragen, ob es noch Sinn macht, eine Forderung aufrechtzuerhalten.»

An der Grenze zur Manipulation

Von Silvio Borner — Will der Staat lenkend in die Wirtschaft eingreifen, steht ihm ein riesiges Arsenal zur Verfügung. Die Tendenz zur ideologischen Beeinflussung nimmt leider zu.

Der Staat hat in einer Marktwirtschaft zwei Hauptaufgaben. Zum einen soll er «öffentliche Güter» bereitstellen wie Rechtssicherheit, Schutz vor ausländischen Angriffen oder auch gewisse Infrastrukturleistungen. Zweitens geht es um die Korrektur von Marktergebnissen, wenn diese volkswirtschaftlich nicht effizient oder sozial nicht gerecht sind. Was immer Letzteres heissen mag. Niemand kann «sozial gerecht» ebenso präzise definieren wie «wirtschaftlich effizient». Aber wenn soziale Marktkorrekturen demokratisch legitimiert sind, kann und muss man in einer Demokratie damit leben und positiv umgehen.

Welche Instrumente stehen dem Staat dafür zur Verfügung? Das Arsenal ist praktisch unbeschränkt. Aus analytischer Perspektive können wir drei Typen von Interventionen unterscheiden.

1 — Lenkungsabgaben und Subventionen

Finanzielle Anreize positiver oder negativer Natur sollen sicherstellen, dass die Nachfrager die vollen volkswirtschaftlichen Kosten, also etwa die privaten Produktionskosten von Benzin oder die sozialen Kosten des CO₂-Ausstosses, abgelten. Der Vorteil ist, dass die Preise jetzt das soziale Optimum garantieren. Zum anderen lassen sie den Verbrauchern die volle Entscheidungsfreiheit. Das führt zu Effizienz, indem zu minimalen Kosten der optimale Benzinverbrauch oder CO₂-Ausstoss erreicht wird. Denn bei der Steuerung über den Preis reduzieren diejenigen den Verbrauch, denen das am wenigsten Kosten verursacht. So gesehen, ist das Instrument fast perfekt. Das Problem liegt beim Ziel: Wie viel CO₂-Reduktion sollen wir anvisieren? Und wie hoch sind die sozialen Kosten von CO₂? Die Schätzungen liegen zwischen null und sehr hohen Werten. Zu tiefe Lenkungsabgaben verfehlen ihr Ziel, und zu hohe führen zu volkswirtschaftlich kostspieligen Rationierungen. Insbesondere dann, wenn – wie im Fall der Schweiz – der klimarelevante Effekt ohnehin nicht signifikant von null verschieden ist.

2 — Verbraucherstandards

Anzutreffen ist diese Form der Regulierung bei Geboten (etwa bei der Installation von Solarpanels auf Neubauten) oder bei Verboten (zum Beispiel von neuen Elektroheizungen).

Hier visiert man nicht das Marktergebnis an, sondern man will direkt das Verhalten der Verbraucher kontrollieren. Das ist stark freiheits-einschränkend und gefährlich für die Effizienz, weil man so gewisse Technologien für längere Zeit festschreibt, die sich sehr bald als überholt erweisen könnten. Zudem entsteht hier ein Selbstläufer in Bezug auf die bürokratische Ausdehnung und die «Subventionsjägerie» von privilegierten Gruppen.

3 — Nudging und Framing

Weil Lenkung über Preise und Vorschriften viele Gegner mobilisiert, hat sich in jüngster Zeit eine dritte Eingriffsvariante breitgemacht: das sogenannte Nudging, zu Deutsch Anstupsen. Hier geht es um subtile Beeinflussung von individuellen Entscheidungen. Die Hauptabsicht ist denn auch weniger eine ökonomische oder juristische als eine psychologische, aber leider auch eine ideologische. Man

informiert oder manipuliert die Verbraucher mit politischen Lenkungsabsichten, etwa zugunsten des Umsteigens auf den öffentlichen Verkehr oder der Senkung des Stromverbrauchs. Beispiele sind Warnungen auf Zigarettenspackungen, Geschwindigkeitsanzeigen bei Dorfeingängen oder Appelle gegen den Fleischkonsum. Beliebt ist auch das sogenannte Framing, indem man etwa beim Strom zwischen verschiedenen Varianten wählen kann, aber der «grüne Strom» automatisch für einen vorgesehen ist, wenn man nicht explizit dagegen protestiert.

Nudging wird schnell zur Manipulation, wenn Informationen Lügen enthalten, wenn Irreführungen bewusst in Kauf genommen werden oder die Absicht klar ideologische Ziele verfolgt. Das wäre der Fall, wenn bei der Geschwindigkeitsmessung die Geschwindigkeit absichtlich zehn Stundenkilometer höher als effektiv angezeigt würde; wenn bei der Auswahl der billige Atomstrom gar nicht zur Verfügung stünde; wenn auf Plakaten behauptet würde, die biologische Landwirtschaft könne den Hunger auf der Welt verhindern; oder wenn es hiesse, Wind und Sonne schickten keine Rechnung. Das sind bewusste Lügen und Irreführungen, die selbst Herr Cass R. Sunstein als Erfinder von Nudging klar als kalkulierte Irreführungen und daher Manipulationen ablehnt.



China gewinnt eine Runde

Von Hansrudolf Kamer — Amerika verliert an Einfluss. Europäische und asiatische Verbündete wollen der chinesischen Investitionsbank beitreten. Die transpazifische Partnerschaft steckt in Schwierigkeiten.



Südkorea ist der bisher letzte Staat, der chinesischen Lockungen erliegt und sich der Asian Infrastructure Investment Bank (AIIB) anschliessen will. Der Damm war schon Mitte März gebrochen, als Bri-

tannien angekündigt hatte, es wolle als Gründungsmitglied beitreten. Damit handelte sich London einen öffentlichen Rüffel aus Washington ein.

Inzwischen stehen neben den üblichen Verdächtigen von Bangladesch bis Russland auch Australien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg, Neuseeland, die Schweiz und Österreich auf der Liste. Es ist ein weiteres aussenpolitisches Fiasko, das sich die Administration Obama eingehandelt hat.

Die Vereinigten Staaten sind oder waren nicht nur die politische und militärische Ordnungsmacht auf dem Globus, sondern auch die wirtschaftlich-finanzielle. Sie dominieren die Finanzarchitektur, deren Grundlagen nach dem Zweiten Weltkrieg gelegt wurden. Der Internationale Währungsfonds (IWF) und die Weltbank sind die Eckpfeiler.

Das Bankenprojekt war letztes Jahr von China aufgegleist worden. Es sollen mehr Investitionen in die Infrastruktur Asiens geleitet werden. Die Konkurrenz zur Weltbank und zur Asiatischen Entwicklungsbank ist offensichtlich. Natürlich haben die Verbündeten Amerikas, die der AIIB beitreten wollen, für ihren Schritt wirtschaftliche und finanzielle Begründungen geliefert.

Den Hauptakteuren geht es aber um Realpolitik. Dass China mit seinem wachsenden wirtschaftlichen Gewicht eigene Institutionen schaffen will, um seinen politischen Einfluss auszudehnen, ist keine Neuheit. Es gibt eine Entwicklungsbank der Brics-Staaten (Brasilien, Russland, Indien, China, Südafrika), die Freihandelszone des asiatisch-pazifischen Raums (RCEP), den milliardenschweren «Seidenstrassen-Fonds» und die Entwicklungsbank der Schanghai-Zusammenarbeitsorganisation. Die AIIB liegt ganz auf der Linie der chinesischen Langzeitstrategie.

Die Freihandelszone RCEP, die die Asean-Staaten und Australien, China, Indien, Japan, Südkorea und Neuseeland umfasst, Amerika

aber nicht, ist ganz klar ein Konkurrenzvorhaben. Die von den Amerikanern propagierte Transpazifische Partnerschaft (TPP) lässt dafür China draussen. Die Administration Obama drängt nun nach dem Bankendebakel auf den Abschluss dieses Abkommens, doch vor allem Japan wartet ab.

Schuld ist nicht der Angreifer

Das hat auch inneramerikanische Gründe. Der Präsident hat vom Kongress in Washington die Trade Promotion Authority (TPA) noch immer nicht erhalten, die er benötigt, um den Freihandelsdeal einzufahren. Ohne diese TPA zögern die Verhandlungspartner, mit dem notorisch unzuverlässigen Amerika ins Geschäft zu kommen.

Eine weitere Probe aufs Exempel spielt sich in Südkorea ab. Zurzeit wird über die Installation eines Raketenabwehrsystems diskutiert. Moskau und Peking haben bereits in Seoul interveniert und die Südkoreaner aufgefordert, die amerikanischen Pläne abzulehnen.

Mit Patriot-Batterien verteidigt sich Südkorea gegen die bestehende Bedrohung aus Nordkorea. Das neue System dagegen umfasst Radar und Abfang-Missiles, die gegen ballistische Lang- und Mittelstreckenraketen eingesetzt werden können, wie sie Nordkorea entwickelt und China bereits besitzt.

Peking nimmt verärgert zur Kenntnis, dass das neue System seine Offensivgeschosse, die auf Japan, Hawaii und die amerikanische Westküste zielen, abfangen könnte. Dabei kommen alte Argumente aus dem Kalten Krieg zum Tragen. Das russische Aussenministerium erklärt, die Installation der US-Missiles könnte ein Wettrüsten in Nordostasien anstossen und die Lösung der Nuklearfrage auf der koreanischen Halbinsel komplizieren. Schuld ist nicht der Angreifer, sondern der Verteidiger.

Die südkoreanische Präsidentin Park Geun Hye hat bisher an der Allianz mit Amerika festgehalten. Sie steht aber innenpolitisch unter starkem Druck und wird diesem nur standhalten, wenn sie sich auf die Amerikaner verlassen kann. Das ist leider unsicher geworden.

Obama hat sich bei seinem Amtsantritt damit gebrüstet, nach der rohen Gewaltanwendung seines Vorgängers sei nun «smart power» angesagt. Reihum auf der Welt zeigt sich, dass weder von «smart» noch von «power» die Rede sein kann. Freunde und Alliierte scheren sich einen Deut um Äusserungen und Empfindlichkeiten Washingtons. Sie spüren, dass diese Administration keine Strategie hat, um die geopolitischen Herausforderungen zu bewältigen.

Im Fernen Osten ist es nicht anders als in Europa und im Mittleren Osten. Das amerikanische Disengagement, untermalt von grosssprecherischer Rhetorik, macht die Alliierten kopfscheu. Dabei ist die Sache einfach. «Smart power» bedeutet ganz simpel, dass man seinen Freunden Sorge trägt und sich von seinem Gegner nicht ausmanövrieren lässt. Das jedoch scheint man in Harvard nicht zu lernen.



«Smart power»? Präsident Obama.

Menschliche Anstellungssicherheit

Von Christoph Mörgeli

Die Linken haben weder die Glühbirne noch den Verbrennungsmotor, noch das Penicillin erfunden. Aber im Erfinden von politischen Begriffen sind sie unschlagbar. Irgendwann Anfang der neunziger Jahre erfand irgendein Linker den Begriff «Human Security». Die Uno-Funktionäre brachten diese «Menschliche Sicherheit» 1994 erfolgreich auf die Traktandenliste. Es handle sich um ein «erweitertes Verständnis» von Sicherheit, um die Sicherheit von Menschen statt um die Sicherheit von Staaten. Ansonsten herrscht unter den menschlichen Begriffsexperten menschliche Begriffsverwirrung.

Sogleich witterten die chronisch unverwendbaren Bürokraten, Politologen und Friedensforscher ihre Chance. Sie gossen den unförmigen Klumpen «Menschliche Sicherheit» zu klingenden Münzen. Denn den Sicherheitsbewirtschaftern winkten sichere Löhne, sichere Stellen und todsichere Kongressreisen. Sie schwelgten in Konzepten, Theorien und Organigrammen. Die Uno-Forderungen nach «Menschlicher Sicherheit» enthalten die «wirtschaftliche Sicherheit», «Ernährungssicherheit» und «gesundheitliche Sicherheit». Das gesamte sozialistische Parteiprogramm. Einfach unter dem Begriff «Menschliche Sicherheit». Damit es die dummen Bürgerlichen nicht merken.

Tatsächlich hat die bürgerliche Schweiz das Uno-Konzept «Menschliche Sicherheit» längst noch vor dem Uno-Beitritt übernommen. Heute reiben sich siebzig Beamte während ihrer Bürostunden für unsere «Menschliche Sicherheit» auf: in acht Sektionen der «Abteilung Menschliche Sicherheit» in Bern sowie in drei Genfer Forschungszentren. Wir sind ihnen unendlich dankbar für ihre entbehrungsreiche Tätigkeit im Dienste von «Gender», «Policy Unit» und «Strategischem Controlling/Wissensmanagement».

Zwar nennt die gegenwärtige Bundesverfassung die «Menschliche Sicherheit» mit keinem Wort. Dennoch kostet sie uns jährlich 80 Millionen Franken und soll gemäss Bundesrat mittels «Überbrückungsbotschaft zur Verlängerung und Aufstockung» um 84 Millionen erhöht werden. Die «Menschliche Sicherheit» ist bekanntlich grenzenlos – also auch grenzenlos teuer. Die Linken jubeln. Sie wollen die Armee abschaffen und haben das Kampfflugzeug Gripen versenkt. Doch ihre «Menschliche Sicherheit» dient ja auch nicht der Sicherheit der Menschen. Sondern einzig der Anstellungssicherheit ihrer Wähler.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Erfolgreich dank Kuscheljustiz

Von Peter Bodenmann — Die Jugend in der Schweiz raucht, säuft und kifft weniger. Auch die Ausländer.



Nicht genug der fast zu positiven Nachrichten.

Die Schweiz war, ist und bleibt ein Einwanderungsland. Das macht vielen etwas Angst. Für sie sollten pro Jahr nicht 80 000, sondern nur 40 000 bis 50 000 Menschen zuwandern. Dank dem Fehlentscheid der Nationalbank wird das von Adrian Amstutz in der «Arena» formulierte Ziel ohne Kontingente erreicht. Baden-Württemberg und Bayern werden die Schweiz wirtschaftlich überholen.

Der Grund der trotzdem herrschenden subkutanen Unzufriedenheit: In der Schweiz wird die verdiente Kohle ungerecht verteilt: Die Lebensmittelpreise sind viel zu hoch. Vertikal integrierte Kartelle geben Währungsgewinne nicht weiter. Die unsozialen Krankenkassenprämien explodieren. Die Mieten fressen zu viel Kaufkraft.

Wenn SVP und FDP die Wahlen gewinnen, wird nichts besser, im Gegenteil. Wir sollen noch weniger Fleisch importieren dürfen. Und müssen neu auf Jeans Mehrwertsteuer bezahlen. Krankenkassensubventionen für mittlere Einkommen werden noch weitergehend gekürzt. Sozialer Wohnungsbau kommt nicht voran. Neu müssen immer mehr Lohnabhängige gratis Überstunden leisten. Die Währungsgewinne werden nicht weitergegeben.

Rechtsnationale Politik sucht – Ablenkung muss sein – permanent und faktenresistent nach Sündenböcken. Sie malte jene Teufel auf Plakatwände, die sie angeblich bekämpft.

Eines ihrer Themen: die stetig steigende Kriminalität in der Schweiz. Weil wir mit Schengen angeblich unsere Sicherheit verloren haben. Und die Kuscheljustiz seit Jahr und Tag nicht die Opfer, sondern die Täter schützt.

Obwohl heute Straftaten weit schneller als in der Vergangenheit angezeigt werden, sinken die Raten der jährlich begangenen Straftaten flächendeckend dramatisch. In allen Kantonen gibt es immer weniger Einbrüche, immer weniger Diebstähle. Nur die Zahl der meist nicht aus dem Kosovo stammenden Urkundenfälscher nimmt zu.

In den USA kamen im letzten Jahr 33 000 Menschen durch Schusswaffen um, obwohl mehr als zwei Millionen Menschen in amerikanischen Gefängnissen schmoren. In der Schweiz gibt es pro Jahr nur vierzig Tötungsdelikte, obwohl durchschnittlich nur 6000 Menschen hinter helvetischen Gittern ihre Strafe absitzen.

Nicht genug der fast zu positiven Nachrichten: Die Jungen rauchen, saufen und kiffen immer weniger. Die Langweiler.

Unsere Justizministerin müsste eine Kommission einsetzen, die abklärt, wie man dank noch mehr Schengen und noch mehr Kuscheljustiz die Sicherheit in der Schweiz weiter verbessern kann.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Zeitgeist und Zeitgeschichte

Von Kurt W. Zimmermann — Haben auch Massenmörder in den Medien ein Recht auf Persönlichkeitsschutz? Eher nein.

Eines Tages», so brüstete sich der Todespilot Andreas Lubitz vor seiner Freundin, «werden dann alle meinen Namen kennen.»

Da hat sich Lubitz aber schwer getäuscht. Die Leser der *Neuen Zürcher Zeitung* kennen seinen Namen bis heute nicht.

Die NZZ gehört zu den wenigen Blättern weltweit, welche die Identität des bekanntesten Co-Piloten der Weltgeschichte nicht publik machten. Sie tarnte ihn unter dem Kürzel «Andreas L.». Man wolle nicht in die Nähe des «Voyeurismus» geraten, schrieb das Blatt.

Das war sehr ungewöhnlich. Den führenden Zeitungen und Zeitschriften dieser Welt, von *New York Times* über *Guardian* bis *Spiegel*, war unisono klar: Wer ein Flugzeug mit 150 Passagieren absichtlich in die Wand fährt, der hat kein Recht auf Persönlichkeitsschutz.

Nun, zumindest einen prominenten Verbündeten fand die NZZ in ihrer Strategie des Schweigens. Es war, wenig überraschend, das Schweizer Radio und Fernsehen, seit je schon eine Sofaecke des Gutmenschentums.

Es geht in unserem Beispiel natürlich nicht um Nachnamen oder Initialen. Es geht um Symbolik und Signalwirkung. Ob man Andreas Lubitz ausschreibt oder zu Andreas L. verkürzt, ist nicht eine Frage der Grammatik. Es ist eine Frage des journalistischen Charakters.

Wen wir kennen müssen

Journalisten müssen immer abwägen zwischen dem Persönlichkeitsrecht und dem Recht der Öffentlichkeit auf Information. Der Persönlichkeitsschutz ist relativ. Er erlischt immer dann, wenn jemand zu einer Person der Zeitgeschichte wird. Zeitgeschichte wird dann geschrieben, wenn eine individuelle Aktion nicht nur persönliche, sondern gesamtgesellschaftliche Auswirkungen hat.

Darum kennen wir in aktuellen Kriminalfällen wie etwa im Fall Jeton G. den Nachnamen des Delinquenten nicht. Wir müssen ihn nicht kennen. G. ist keine Person der Zeitgeschichte. Seine Untaten sind ohne gesellschaftliche Relevanz.

Von Andreas L. müssen wir hingegen den Nachnamen kennen. Er ist, wie selbst konservative Zeitungen wie die *Times* und die *Frankfurter Allgemeine* festhalten, ein «Massenmörder». Er hat diese Gesellschaft zeitgeschichtlich verändert. Er hat das Sicherheitsdispositiv der Airlines auf den Kopf gestellt. Wir haben das Recht, zu erfahren, wer er ist und wie es dazu kommen konnte. Zeitgeschichte ist oft ein Ge-



Unisono: britischer *Guardian*.

gensatz zu Zeitgeist. Zeitgeschichte drängt auf Aufklärung. Der heutige Zeitgeist drängt eher auf Verhinderung.

Dass auch die NZZ ins Lager der Verhinderung einzog, ist eher verwunderlich. Mit Eric G. hat sie eben einen neuen Chefredaktor installiert, der das schläfrige Blatt wieder auf Zack bringen soll. Schon beim ersten publizistischen Grossereignis seiner Amtszeit reagierte er als bedächtiger Bedenkenträger. Erst die Sonntagsausgabe des Blattes, das Erfolgsprodukt des Hauses und geleitet von einem anderen Chefredaktor, nannte dann den vollen Namen des Co-Piloten.

Nun kann die NZZ allerdings für sich reklamieren, mit ihrem Stil durchaus in den Zeitgeist zu passen. Tatsächlich geraten Medien derzeit vermehrt unter Druck, wenn sie ihre Pflicht zur ungeschminkten Information wahrnehmen. Auch rund um Andreas Lubitz eskalierten manche Internetforen zu veritablen Podien der Medienkritik.

Die Medien, so der Vorwurf, hätten die Person Lubitz öffentlich seziert, in ihrem Vorleben und ihrer Krankenakte gewählt und sie dämonisiert. Information wurde im Netz mit Rufmord gleichgesetzt. Die Medien, so ereiferen sich manche Internetnutzer, hätten den Massenmörder Andreas Lubitz in die Nähe von Adolf Hitler gerückt.

Adolf Hitler. Nicht Adolf H.

Kontroll-Wahn

Von Beatrice Schlag — Die Illusion von Sicherheit.

Am 24. Juli 2013 jagte der spanische Lok-Führer Francisco José Garzón Amo kurz vor Einfahrt in den Pilgerort Santiago de Compostela seinen Zug mit 192 km/h in eine Kurve.



Zulässige Höchstgeschwindigkeit war 80 km/h. Der Lokführer telefonierte mit einem Zugbegleiter, als er in die Kurve einbog. Nach Aufzeichnungen der Black Box ging es um Banales. Der Zugbegleiter: «Wie läuft's bei dir?» Der Lokführer: «Gut, wir kommen gleich an.» Wenige Sekunden später entgleiste der Zug. 79 Menschen starben, 150 Passagiere wurden teilweise schwer verletzt. Auf die Frage, warum er nicht gebremst habe, sagte der Lok-Führer vor Gericht: «Ganz ehrlich: Ich weiss es nicht.» Niemand verlangte hinterher, dass Lok-Führer bei der Arbeit nur noch telefonieren dürfen, wenn ein Unglück droht. Niemand vermutete einen verschleierten Suizidversuch, bei dem Garzón Amo ungewollt am Leben blieb. Jeder rätselte, warum ein erfahrener Lok-Führer mit Kenntnis der Strecke auf irrsinnige 192 Stundenkilometer beschleunigte. Trotzdem fragte niemand, ob Garzón Amo von einem idiotischen Macho-Geschwindigkeitswahn getrieben war. Schon deswegen nicht, weil kein Mensch eine Ahnung hat, wie man Mackeratum vorbeugen kann.

Es ist nicht erst seit dem Absturz von Flug 4U9525 bekannt, dass Flugzeugkatastrophen ungleich mehr Entsetzen auslösen als Zugunfälle. Fast jeder dritte Flugpassagier leidet an Flugangst und glaubt bei jedem Luftloch, dass sein Ende. Es hilft nicht, zu wissen, dass Autofahren statistisch weit gefährlicher ist. Denn wir haben keine Flügel und nichts zu sagen, wenn der Flieger wackelt, Statistik hin oder her. Aber müssen wir uns vormachen, mit diesem oder jenem Sicherheitsdispositiv wäre der Absturz nicht passiert? Psychologische Pflichttests, sagt jeder Experte, entlarven kranke Seelen nie in ihrem vollen Ausmass. Die Cockpit-Tür von 4U9525 war von innen verriegelt. Was nach 9/11 als sinnvolle Massnahme erschien, war diesmal tödlich, falls der Co-Pilot den Airbus tatsächlich mit Absicht in die Felswand steuerte. Der Vertrag mit dem Iran, bei Redaktionsschluss noch nicht unterzeichnet, brächte wesentlich mehr Sicherheit in die Welt als mehr Pilotentests und neue Codes für Cockpit-Türen. Sofern man Dinge trotz Angst mit Verstand betrachten will.

«Es ist eine Verhöhnung der syrischen Flüchtlinge.»

Peter Ruch



Verschwiegene Ziel: Justizministerin Sommaruga.

Nation von Masochisten

Nr. 13 – «3000 Syrer für die Galerie»;
Hubert Mooser über Simonetta Sommaruga

Wir sind eine Nation von Masochisten geworden, die zwar von Zeit zu Zeit leise motzen, ja manchmal gar die Faust im Sack machen, aber kaum den Mut aufbringen, hinzustehen und ihr Recht einzufordern, und zwar bis wir zufrieden sind. Uns mit Ausreden, ja sogar Lügen abspesen zu lassen, muss vorbei sein! Zivilcourage und Solidarität sind jetzt gefragt.

Mark Gasche, Kirchberg

Der erfolgreiche Vorstoss von Simonetta Sommaruga im Bundesrat, 3000 syrische Flüchtlinge aufzunehmen, verfolgt moralische Ziele und ist daher nach moralischen Gesichtspunkten zu beurteilen. Der syrische Bürgerkrieg hat 11 Millionen Menschen zu Flüchtlingen gemacht. Man stelle sich vor, im Vorarlberg wären durch eine Überschwemmungskatastrophe 11 000 Menschen obdachlos geworden, und der Bundesrat würde sich anerbieten, von den Betroffenen drei Personen aufzunehmen. Jedermann würde die Schweiz fragen, ob sie die Obdachlosen verhöhnen wolle.

Der Bundesrat möchte 0,27 Promille der Flüchtlinge aufnehmen, also einen auf knapp 4000 betroffene Menschen. Es versteht sich von selbst, dass eine plausible Auswahl völlig unmöglich ist. Es werden also zufällig einige in die Schweiz geflogen, und durch die Familienzusammenführung werden Privilegierte

noch stärker privilegiert. Die Betreuung dürfte Dutzende von Arbeitsplätzen für gutbezahlte Sozialarbeiter erfordern.

Auch dies ist wohl ein verschwiegenes Ziel von Frau Sommaruga, denn Sozialarbeiter gehören grossmehrheitlich zu den Sympathisanten ihrer Partei. Mit diesem Geld könnte man in Syrien unendlich viel mehr bewirken. Aber es geht eben keineswegs um die Flüchtlinge, sondern um die Spurenlegung: Wir sind Menschenfreunde. Wir interessieren uns für die Flüchtlinge, wenn auch nur für 0,27 Promille von ihnen. Von dieser Aktion wird bald nur noch das in Erinnerung bleiben, was sie in Wahrheit ist: eine Verhöhnung der syrischen Flüchtlinge. *Peter Ruch, Küsnacht am Rigi*

Wir sind gut zu unseren Männern

Nr. 13 – «Frauen für Bett, Herz und Seele»;
Wolfgang Koydl über Russinnen

Die *Weltwoche* gibt den Russinnen eine Plattform, auf der die Schweizerinnen extrem schlecht wegkommen. Nun frage ich mich: Muss ich mir so etwas gefallen lassen? Wieso bleiben wohl diese Russinnen nicht bei ihren Landsmännern? Ja genau, die haben nicht so viel Geld für teure Klamotten, Schmuck und sexy Schuhe! Wir Schweizerinnen sind unseren Männern gute Frauen. Da haben wir Kritik aus Russland wohl am allerwenigsten nötig. Wir übertölpeln unsere Männer nicht mit Schminke und teuren Schmuckstücken.

Ursula Sperisen, Derendingen

Liebe Frauen, ich kenne da eine viel erfolgreichere Methode, die Männer niemals langweilt: Kleidet euch wie eine Russin und bleibt dabei selbstständig, emanzipiert und finanziell unabhängig wie eine Westlerin.

Mary Wetzstein, Egliswil

Im Klartext: Der domestizierte Schweizer Mann mit vollem Geldbeutel wird von Schweizer Frauen so fertiggemacht, dass er eigentlich nur schwul enden kann. Doch zum Glück kommt die geschäftstüchtige Russin und stellt den armen Kerl auf ein Podest, damit er sich mal wieder stark und männlich fühlen kann. Dafür kauft er ihr brav, was immer sie sich wünscht! – Ist das jetzt männer- oder frauenverachtend?

Till Schneider, Basel

Gott sei Dank behalten Schweizerinnen ihre Weiblichkeit auch dann, wenn sie die Mineralwasserflasche selber öffnen.

Elisabeth Meier, Aesch

Kesb: Wie die Verdingkinder

Nr. 13 – «Verhaltensauffällige Behörde»;
Zoë Jenny über die Kesb

Wenn wir heute der Kesb nicht Einhalt gebieten, dann werden unsere Kinder in vierzig oder fünfzig Jahren Filme über die «Kesb-Kinder» schauen und mit ihren Steuern Entschädigungen bezahlen, genau so wie wir heute für die Verdingkinder. *Hans Münch, Forch*

Selbstprofilierende Provokation

Nr. 13 – «Grabumdrehungen»; Kolumne von
Andreas Thiel

Jetzt wird's den Lesern der *Weltwoche* ob dem Thiel langsam aber sicher zu viel. Seit Wochen versucht er in seinen Glossen nichts anderes, als mühsam Rechtfertigungen für seinen diskutablen Islam-Artikel nachzuliefern. Die Meinungsäusserungs- und Pressefreiheit ist heilig. Das ist das eine. Ob aber all das, was gesagt oder geschrieben werden darf, dann auch wirklich klug ist, das ist das andere. Sich für jedwede selbstprofilierende Provokation apodiktisch auf die Grundrechte zu berufen, ist billig (*Charlie Hebdo* ist kein gutes Beispiel für rein kommerzielle Nachahmung). In Sachen moralische Grenzziehung bin ich für einmal sogar mit Bundesrätin Leuthard völlig einverstanden. Eigentlich sollte man vielmehr dafür eintreten, in der Bundesverfassung und der EMRK punkto Pressefreiheit zumindest ein Klugheitsgebot einzubauen. Lieber Herr Thiel, das wäre zwar ein absolut selbstmörderisches Unterfangen, aber warum machen Sie nicht den Anfang? Schreiben Sie mal eine Glosse darüber!

Roland Burkhard, Bern

Demokratie?

Nr. 13 – «Ideologische Immissionen»;
Alex Baur über den Flugplatz Dübendorf

Das Thema ist höchst brisant und beschäftigt die Anrainergemeinden des Flugplatzes Dübendorf schon seit dem 6. Dezember 2004, als das kritikresistente Dreamteam Samuel Schmid/Christophe Keckeis den Flugplatz zum Abschluss freigab. Über die Dämonen, die das VBS damals inspiriert haben, ohne Not seine letzte Piste nordöstlich der Reuss zu opfern, wird in hiesigen Gefilden leidenschaftlich diskutiert. Auf jeden Fall wird der bundesrätliche Entscheid, es allen recht zu machen (Innovationspark, ziviles Flugfeld und Bundesbasis), rundum nur Verlierer hervorbringen. Schliesslich dürfte die Lobby der grossflächigen Zubetonierer der letzten grossen Landreserve im Kanton Zürich obsiegen. Das Volk hat betreffend Gestaltungs- und Richtplan wenig bis nichts zu sagen. Einsprachen bleiben den amtlichen Schubladen vorbehalten. Hat da jemand etwas von «Demokratie» gesagt? Im Übrigen macht die kurze Dauer der Baurechtsverträge für den zivilaviatischen Betreiber deutlich, dass der Innovationspark sich dereinst wie ein Krebsgeschwür auf die ganze Flugplatzfläche ausdehnen dürfte. Ein Schuft, wer denkt, das könnte Absicht sein.

Peter Bosshard, Dübendorf

Der Bund «wirft» keine 300 Millionen an Steuerfranken für den Innovationspark Dübendorf «auf». Vielmehr übernimmt der Bund die Bürgschaft für Darlehen in der maximalen Höhe von 350 Millionen für alle Standorte des nationalen Innovationsparks (Lausanne, Aargau, Basel, Zürich). Diese haben eine Laufzeit von zehn Jahren, müssen zweckgerichtet beantragt, eingesetzt und zurückbezahlt werden.

René Kalt, Projektleiter Innovationspark, Zürich

Der Walliser und Marignano

Nr. 13 – «Wir glücklichen Kuh-Schweizer»;
Kolumne von Bodenmann

Da hat doch Peter Bodenmann bei seinem zynischen Artikel ganz vergessen, dass auch die Bodenmanns damals noch nicht zur Eidgenossenschaft gehörten. Seine Schlussätze müssten also heissen: «Damals waren die Blochers und die Köppls noch Deutsche und die Bodenmanns französisch gesinnte Angehörige des Walliser Bischofs.» Wie wir ja alle wissen, kam das Wallis erst 1815 zur Eidgenossenschaft. Nichts da mit uralten Eidgenossen. Dass es ausgerechnet ein Walliser (Kardinal Schiner) war, der die Eidgenossen in die Schlacht bei Marignano hetzte, sei nur am Rande erwähnt.

Roman Bont, Oberglatt

Unverständlich und unfair

Nr. 12 – «Jeton G. und der alltägliche Sozialwahnsinn»; Philipp Gut über die Fürsorge

Zu den vordringlichsten Aufgaben eines Staates gehört es, die Menschen vor Krieg, Gewalt und anderen bedrohlichen Lebenssituationen zu schützen. In diesem Sinne ist bei uns auch die Sicherung der Grundbedürfnisse bei Arbeitslosigkeit, Invalidität und sozialer Not zum Glück längst unbestritten. Die Texte der *Weltwoche* gegen die Sozialhilfe sind deshalb unverständlich und in höchstem Masse unfair gegenüber den Schwächsten in unserer Gesellschaft. Zwar ist die Aufdeckung haarsträubender Missbräuche wie im Falle Jeton G. lobenswert, aber die Kritik müsste sich ganz klar gegen die verantwortlichen Politiker und staatlichen Organe richten, die offenbar nicht in der Lage sind, die Gesetzgebung sinnvoll umzusetzen.

Alf Gut, Luzern

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förllibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

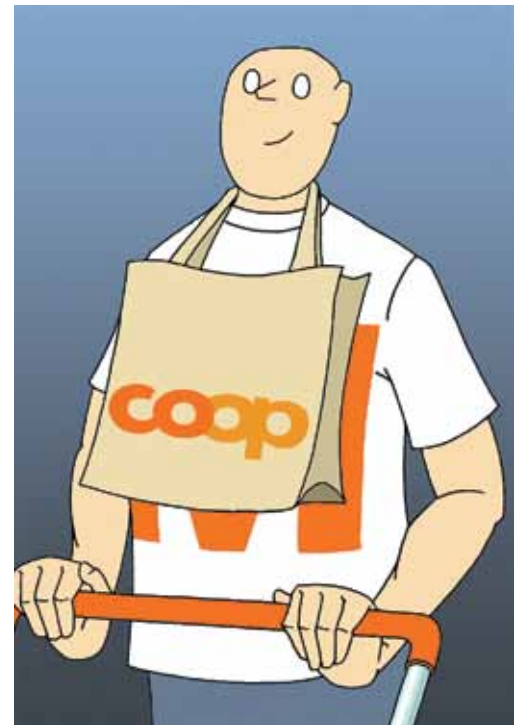


www.stellen-anzeiger.ch

STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer - Jobportal

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man mit einem T-Shirt mit «Migros»-Aufdruck bei Coop einkaufen gehen?

Käthi Emch, Oberried-Brienz

Ja, das darf man. Sie dürfen ja auch als Bernerin an die Basler Fasnacht. Auch bei einem Event kann man ja in der Regel nicht auswählen, wer ihn sponsert. Aber ein T-Shirt deswegen wegzuwerfen, geht ja nun auch nicht. Deshalb sehen wir bei den Kleidern unserer Kundinnen und Kunden grosszügig über fast alles hinweg. Was man hingegen wählen kann, ist der Laden, in den man einkaufen geht. Und hier haben Sie sich offenbar für die beste aller Varianten entschieden!

Philipp Wyss, Leiter Marketing/Beschaffung Coop, Basel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förllibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



«Man kann das Verhalten der Schweiz nicht neutral nennen»: ehemaliger ukrainischer Spitzenpolitiker Asarow vor dem Kreml in Moskau.

«Leere Appelle an den Frieden»

Nikolai Asarow, bis zum Putsch Ministerpräsident der Ukraine, erhebt schwere Vorwürfe gegen Bundesrat Didier Burkhalter. Der ehemalige OSZE-Vorsitzende habe fahrlässig gehandelt. Er sei mitschuldig an der blutigen Eskalation des Konflikts. *Von Philipp Gut und Sergey Kozmin (Bild)*

Herr Asarow, Sie waren ukrainischer Premierminister, und Sie haben russische Wurzeln. Jetzt herrscht Krieg zwischen den beiden Staaten. Was geht in Ihnen vor?

Sie liegen falsch: Es herrscht kein Krieg zwischen diesen Ländern! Es handelt sich um einen Bürgerkrieg in der Ukraine. Wir haben keine objektiven Berichte darüber, dass sich russische Truppen in der Ukraine befinden. Wenn Sie die internationalen Verstrickungen ansprechen, müssen Sie auch den Westen einbeziehen: Er entsendet Instruktionen, stellt Geld und Waffen zur Verfügung. Will man so die Kriegshandlungen stoppen? Das ist, als ob man Feuer mit Benzin löschen möchte.

Wo sehen Sie die tieferen Ursachen für diesen Konflikt?

Die Ursache ist der Staatsstreich vom letzten Winter. Die rechtmässige Regierung wurde weggeputscht. An die Macht kamen nationalistische und sogar neonazistische Gruppen. Dagegen wehrten sich die Leute in den südlichen und östlichen Landesteilen.

Sie übertreiben. Das sind doch nicht alles Nazis!

Vielleicht nicht alle. Aber die nationalistischen und ultranationalistischen Elemente bestimmen die Politik. Gegen Ende Januar 2014, auf dem Höhepunkt der gewaltsamen Proteste auf dem Maidan, traf ich Didier Burkhalter, den damaligen Schweizer Bundespräsidenten und OSZE-Vorsitzenden in Davos. Ich fragte ihn, ob denn die Einhaltung demokratischer Regeln nichts zähle. Und was er dazu meine, dass bewaffnete Banden das Zentrum der Hauptstadt bela-

gern. Ich wollte von ihm wissen, warum die OSZE keine aktive Rolle übernehme, um die Situation zu beruhigen.

Was hat Burkhalter geantwortet?

Er sagte, wir müssten alle möglichen friedlichen Anstrengungen unternehmen. Einverstanden, das kommt immer zuerst. «Herr Bundespräsident», sagte ich, «wir sitzen hier in einem gemütlichen Schweizer Chalet. Angenommen, diese Hütte würde von bewaffneten Banden angegriffen, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Molotowcocktails: Was würden Sie tun?» Burkhalter antwortete nur zögernd und widerwillig. Er schaute fragend seine Begleiter an und wiederholte dann, man müsse das Problem mit friedlichen Mitteln lösen. Ich kann es nicht anders sagen: Das ist fahrlässig. Und diese Fahrlässigkeit des Westens führte zu diesem blutigen Konflikt.

Verhält sich die Schweiz aus Ihrer Sicht neutral?

Man kann das Verhalten der Schweiz nicht neutral nennen. Sie folgt der Politik der Vereinigten Staaten und der Europäischen Union. Herr Burkhalter hätte bloss zu sagen brauchen, es sei eine Bedingung für eine friedliche Lösung, dass sich die bewaffneten Banden aus Kiew zurückziehen. Er hätte das nicht nur sagen, sondern als OSZE-Chef fordern müssen. So hätte man diesen blutigen Konflikt vermeiden können. Die leeren Appelle an den Frieden, als eine Seite längst zu den Waffen gegriffen hatte, führten zu diesem Staatsstreich. Inakzeptabel in einer Demokratie.

Aber Präsident Wiktor Janukowitsch ist ja nicht gestürzt worden, er ist aus dem Land geflohen.

Das können Sie dem Präsidenten doch nicht zum Vorwurf machen. Er und seine Familie wurden an Leib und Leben bedroht. Man wollte ihn umbringen. Was hätte er denn sonst tun sollen? Was hätte die Regierung tun sollen? Es fand eine regelrechte Menschenjagd statt.

Wurden Sie persönlich auch bedroht?

Ja, und nicht nur ich, auch meine Familie. Auf das Auto, in dem meine Frau sass, wurde geschossen – mit Maschinengewehren. Man zählte 45 Einschusslöcher. Sie hatte Glück und überlebte unverletzt. Die Schüsse trafen Gott sei Dank alle den Motor. Einer davon wurde abgelenkt und schlug in die Windschutzscheibe ein. Der Wagen ging in Flammen auf.

Wissen Sie, wer die Täter waren? Wurden sie vor Gericht gestellt?

Was für naive Fragen! Natürlich nicht. Ich möchte selber seit mehr als einem Jahr wis-

sen, wer mich ermorden wollte, denn die Schüsse galten nicht meiner Frau, sondern mir. Es war mein Wagen.

Steigen wir tiefer in die dramatischen Ereignisse in den Umsturztagen ein. Sie erklärten am 28. Januar 2014 den Rücktritt.

Wann realisierten Sie, dass es zu Ende war?

Lassen Sie mich zuerst erklären, warum ich als Premierminister zurücktrat. Alle Unterhändler, mit denen ich sprach, brachten die Idee einer Regierung der nationalen Einheit vor. Diese hätte nicht nur die Vertreter der Regierung umfasst, sondern auch Repräsentanten der Opposition, die die Proteste auf dem Maidan organisierten. Das hätte allerdings unserer Verfassung widersprochen. Diese schreibt vor, dass die Regierung von den Parteien gebildet wird, welche die Wahlen gewonnen haben. Dennoch entschied ich mich zu einem Rücktritt, um die angestrebte friedliche Lösung des Konflikts zu ermöglichen. Ich stellte nur eine Bedingung. Die Rebellen, die illegal bewaffneten Banden, sollten aus der Hauptstadt abziehen und alle öffentlichen Gebäude freigeben, die sie besetzt hielten. Präsident Janukowitsch sagte, das sei selbstverständlich. Doch es ist ganz anders gekommen. Die gewalttätigen Gruppen wurden nur noch aggressiver. Vor meinem Rücktritt stand nie zur Debatte, dass auch Präsident Janukowitsch abtreten sollte. Doch sofort nachdem ich gegangen war, forderten die Maidan-Führer dann auch den Rücktritt des Präsidenten. Das war ihre oberste Priorität.

Wenn Sie heute zurückblicken: War Ihr Rücktritt also ein Fehler?

Das ist sehr schwierig zu sagen. Wir können die Geschichte nicht im Konjunktiv schreiben, wir können sie nur machen.

An den Maidan-Protesten waren ganz unterschiedliche Gruppen beteiligt. Ich war noch Mitte Januar 2014 dort, kurz vor der Eskalation, und mir ist aufgefallen, dass es eher einfache Menschen waren. Wie würden Sie die Bewegung genau beschreiben?

Sie hat sich mehrfach gewandelt. Am Anfang war es ein Protest gegen die Zurückweisung des Assoziationsabkommens mit der EU, getragen von einfachen Bürgern und Studenten. Das war Ende November. Die Bewegung geriet dann immer stärker unter die Kontrolle gewisser Politiker, die das Szenario eines Staatsstreichs entwarfen.

Können Sie die Motive des ursprünglichen Protests nachvollziehen?

«Die EU hat einen grossen Fehler gemacht. Sie stellte uns vor die Wahl: «Wir oder Russland».»

Absolut. Allerdings handelte es sich um ein Missverständnis. Wir wollten das Abkommen mit der EU nicht kippen, sondern bloss etwas aufschieben. Aus wirtschaftlichen Gründen.

Wie und warum eskalierte dann die Lage?

In einer zweiten Phase waren vor allem Leute aus der Westukraine aktiv, meist Arbeitslose, die für den Protest bezahlt wurden. Auch die gutausgebildeten und bewaffneten Rebellen kamen aus den westlichen Landesteilen. Sie haben verschiedene öffentliche Gebäude gestürmt und besetzt. Die Zahl der Bewaffneten war zu diesem Zeitpunkt jedoch noch überschaubar.

Wäre das nicht der Moment gewesen, um einzugreifen?

Damals hätte man die bewaffneten Rebellen tatsächlich noch festnehmen können. Von ihnen ging die Gefahr aus, nicht von den demonstrierenden Bürgern der ersten Protestphase. Die bewaffneten Rebellen nahmen dann rasch zu. Zuerst waren es Dutzende, dann Tausende. Auch ihre Bewaffnung verbesserte sich rasch.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Ursachen der Proteste. Ging es nicht um einen grundsätzlichen Richtungsstreit: Europa oder Russland?

Die EU hat einen grossen Fehler gemacht. Sie stellte uns vor die Wahl: «Wir oder Russland».

Gab es Druck von Seiten der EU?

Die EU machte die Unterzeichnung des Assoziationsabkommens und des Regimes der Visumsfreiheit davon abhängig, dass wir unsere Beziehungen zu Russland und zur Eurasischen Wirtschaftsunion nicht vertieften.

Die EU hat das verboten?

Nicht verboten, aber sie sagte: «Ihr müsst euch entscheiden.» Wir erklärten, dass wir 40



«Friedliche Lösung»: Übergangspräsident Jazenjuk, Burkhalter, 6. Mai 2014.

Prozent unseres Handels mit Russland abwickelten und 30 Prozent mit der EU. Beide sind also sehr wichtig für uns. Wie sollten wir uns da «entscheiden»? Verschärfend kam hinzu, dass nun auch Russland eine Haltung wie die EU einnahm. Würden wir das Freihandelsabkommen unterzeichnen, hätte das Konsequenzen für die Verbindungen zur eurasischen Zollunion. Moskau befürchtete, dass Waren aus der EU via Ukraine nach Russland gelangten und dass so Zollbestimmungen im grossen Stil umgangen würden. In dieser Situation schlug ich Brüssel im Sommer 2013 vor, eine tripartite Kommission zu bilden – Russland, die Ukraine und die EU –, um die offenen Fragen zu diskutieren und eine Lösung zu finden.

Woran scheiterten diese Verhandlungen?

Die EU entsandte den damaligen Handelskommissar Karel De Gucht. Er wollte uns erklären, wie die EU den russischen Markt ersetzen könnte. Ich fragte ihn: «Karel, wird die EU unsere Waggons kaufen?» – «Nein.» – «Wird die EU unsere Eisenbahnräder kaufen?» – «Nein.» – «Und was ist mit Kompressoren, Flugzeugen, Hubschraubermotoren?» Die Antwort war immer dieselbe: «Nein, nein, nein.» Die EU konnte und wollte keine Kompensationen bieten. Sie hätte also einsehen müssen, dass wir auf den russischen Markt nicht verzichten konnten.

Sie werfen der EU vor, die wirtschaftlichen Bedingungen der Ukraine zu verkennen?

Die Fakten sprechen für sich. Wir haben eine negative Handelsbilanz mit der EU von elf Milliarden Euro. Was glauben Sie, würde sich diese Bilanz in einem Freihandelssystem verbessern oder verschlechtern? Die Antwort liegt auf der Hand. Wir können mit den wettbewerbsfähigeren Volkswirtschaften des Westens nicht konkurrieren. Die ukrainische Autoindustrie etwa ist innerhalb eines Jahres total zusammengebrochen. Alle Fabriken sind geschlossen. In dieser ökonomischen Krise war es unumgänglich, Anpassungen am Abkommen vorzunehmen. Alles andere wäre unverantwortlich gewesen. Aus diesen Gründen strebten wir Gespräche an. Doch die EU verweigerte sich unseren Argumenten – und die Krise nahm ihren Lauf.

In Ihrem neuen Buch schreiben Sie, Washington und andere westliche Regierungen hätten aktiv am Umsturz in der Ukraine mitgewirkt. Welche Belege haben Sie für diese Behauptung?

Das ist doch alles evident. Man muss sich die Lage nur vor Augen führen: Im Herzen einer europäischen Hauptstadt stürmen bewaffnete Banden öffentliche Gebäude. Sie versuchen sogar, den Regierungssitz einzunehmen. Und dies vor den Augen ausländischer Parlamentarier und Minis-



«Atmosphäre der Stabilität»: russischer Präsident Putin in Sewastopol, Mai 2014.

ter. Diese Politiker mischen sich unter die Rebellen, schütteln ihnen die Hände, reden ihnen zu. Die Rebellenführer gingen ständig in den westlichen Botschaften ein und aus. Sie erhielten Instruktionen. Die Amerikaner ermunterten die Rebellen, gegen die Regierung vorzugehen, so würde das Regime fallen. Gleichzeitig sagten uns die Amerikaner, wir sollten unter keinen Umständen Gewalt anwenden.

Wie haben Sie auf diese Situation reagiert?

Ich lud die Botschafter ein, unter anderem den amerikanischen, den deutschen, jenen der EU. Ich fragte sie: «Was raten Sie uns, was sollen wir tun?» Die Antwort kennen Sie:

«Was würden Sie tun, wenn bewaffnete Gangster das Weisse Haus in Washington angriffen?»

«Friedliche Lösung.» Wie im Gespräch mit Bundesrat Burkhalter hakte ich nach: «Was würden Sie tun, wenn bewaffnete Gangster das Weisse Haus in Washington angriffen?» – «Verhandlungen.» Unglücklicherweise ist Präsident Janukowitsch auf diese fruchtlosen Verhandlungen eingestiegen. Er verhandelte drei Monate lang. Derweil verstärkten die Rebellen ihre Schlagkraft massiv.

Sie erwähnten die sichtbare Unterstützung des Aufstands durch den Westen. Gemäss Gerüchten haben auch westliche Geheimdienste mitgemischt.

Das sind nicht bloss Gerüchte. Einmal baten uns die Amerikaner, zwei Transportmaschinen ins Land zu lassen, ohne diese zu kontrollieren. Es handle sich um diplomatische Dokumente. Können Sie sich vorstellen,

dass man zwei militärische Transportmaschinen mit Briefen oder E-Mail-Kopien füllt? Das ist lächerlich. Gemäss Geheimdienstinformationen handelte es sich vielmehr um spezialisiertes Gerät und um Geld. Jede Revolution muss finanziert werden.

Warum sind Sie denn überhaupt darauf eingestiegen?

Präsident Janukowitsch erhoffte sich ein Entgegenkommen der Amerikaner. Er wollte es sich mit ihnen nicht verscherzen. Aber er wurde getäuscht. Die Amerikaner sind sehr clever vorgegangen. Sie sagten Janukowitsch, er sei der legitime Präsident, der Hüter der Verfassung. Er solle bis zu den nächsten Wahlen an der Macht bleiben. Sie insistierten nur darauf, eine Regierung der nationalen Einheit zu installieren.

Sie meinen, das sei ein Trick gewesen, um auch Janukowitsch aus dem Amt zu hieven? Ganz klar.

Bis heute wird über die Scharfschützen spekuliert, die in Kiew in die Menge geschossen haben. Wer waren sie?

Ich kann Ihnen hundertprozentig versichern, dass keine Scharfschützen von offizieller Seite eingesetzt wurden. Gemäss der ukrainischen Verfassung kann einzig der Präsident bewaffnete Einsätze anordnen. Ich sprach täglich mit Janukowitsch und kann ausschliessen, dass er je einen solchen Befehl gegeben hat. Er war sogar dagegen, die Polizisten mit Munition auszustatten.

War das nicht fahrlässig?

Janukowitsch hoffte bis zum letzten Augenblick, den Konflikt politisch und diplomatisch lösen zu können.

Was Sie über die Verfassung sagen, ist das eine. Aber es wäre doch möglich, dass Poli-

zisten und Soldaten auch ohne präsidentiellen Einsatzbefehl geschossen haben.

Das glaube ich nicht.

Wer waren dann diese Sniper?

Stellen wir uns die kriminalistische Grundfrage: Wem nützte dieses Verbrechen? Hätte Präsident Janukowitsch den Maidan auflösen wollen, dann hätte er dazu keine Scharfschützen gebraucht. Ein paar Panzerwagen und Polizeieinheiten hätten genügt. Doch Janukowitsch setzte bis zum Ende auf Gespräche. Betrachten wir nun die Gegenseite. Wie konnten die Maidan-Führer den geplanten Staatsstreich rechtfertigen? Zum Beispiel, indem man die staatlichen Autoritäten kriminalisiert.

Wurde irgendeiner dieser Heckenschützen zur Rechenschaft gezogen?

Wo denken Sie hin! Am 18. Februar, drei Tage vor dem Coup d'Etat, stürmten die Rebellen das Hauptquartier der Partei der Regionen. Sie töteten zwei Menschen. Die Frauen brachten sie auf das Dach des Gebäudes, und sie zündeten dieses an. Die Polizei rückte aus, konnte die Frauen retten. Die Banditen flohen. Bis heute laufen sie frei herum. Solche Beispiele gibt es viele.

Sie haben als Finanz- und auch als Premierminister verschiedene Reformen angestossen. Trotzdem liegt die ukrainische Wirtschaft am Boden.

Sie müssen den Zustand vor und nach der Revolution unterscheiden. In meiner Zeit als Ministerpräsident starteten wir eine liberale Offensive. Wir reduzierten die Anzahl Steuern und die Einkommenssteuersätze um die Hälfte. Wir bauten Regulierungen ab. Das Bruttoinlandprodukt wuchs jährlich um zehn Prozent. Im Index der Weltbank («Doing Business») verbesserte sich die Ukraine um fünfzig Ränge. Auch sozial ging es vorwärts. Löhne und Pensionen stiegen. Die Währung war stabil. 2013 hatten wir eine Inflationsrate von 0,5 Prozent. Dann kam der Staatsstreich. Dieser hatte nicht nur menschlich tragische Folgen, er beendete auch diesen ganzen Aufschwung.

Sie kennen den russischen Präsidenten Wladimir Putin persönlich, haben verschiedentlich mit ihm zusammengearbeitet. Im Westen sehen ihn manche als neuen Zaren, andere als eiskalten Dämon schierer Macht. Wie schätzen Sie ihn ein?

Was treibt ihn im Innersten an?

Das ist alles völlig falsch. Putin ist weder ein Zar noch ein Imperialist. Schauen Sie auf die russische Regierung, auf seine Berater. Das sind eher liberale Leute. Ich kenne Putin seit Jahren, das erste Mal haben wir uns 2002 oder 2003 getroffen. Damals war er noch sehr vorsichtig, er sammelte politische Erfahrungen und wog die Dinge genau ab. Heute ist er ein durchtrainierter Vollblutpolitiker, dem niemand etwas vormachen

kann. Er kennt Russland und die Welt sehr genau. Nicht nur Putin, jeder Russe weiss: Russland ist sehr gross, es hat viele Feinde, natürliche und künstliche, und es war in seiner Geschichte immer dazu verdammt, eine starke Armee zu haben, um seine Interessen zu schützen. An dieser Bereitschaft, das riesige Land zu verteidigen, werden auch die Sanktionen nichts ändern. Es gab immer wieder westliche Politiker, die das verstanden haben. Der ehemalige amerikanische Präsident Bill Clinton besuchte die Ukraine im Jahr 2000. Unsere Politiker beklagten sich bei Clinton

«Putin ist ein sehr starker Politiker, pragmatisch, ein *no-nonsense*-Typ.»

über Russland. Clinton hörte zu, zeigte auf eine Landkarte und fragte die ukrainischen Führer, ob ihr Land eine gemeinsame Grenze mit den USA habe. Die Pointe war klar: «Ihr müsst euch mit Russland arrangieren. Es geht gar nicht anders.» Leider sind nur wenige Leute so klug wie Clinton.

Können Sie etwas über Putins Charakter sagen? Wie ist er als Mensch?

Putin ist ein sehr starker Politiker, pragmatisch, ein *no-nonsense*-Typ. Er handelt zielorientiert und kann seine Ziele auch umsetzen. Verhandlungen mit ihm sind äusserst anspruchsvoll! Putin hat aber auch Vertrauen in seine Leute, und die Leute vertrauen ihm. Er hat eine Atmosphäre der Stabilität geschaffen. Diese Charakterzüge von Putin fielen mir umso mehr auf, als ich sie bei unseren eigenen Leadern vermisste.

Zurück zu den Gründen für den aktuellen Konflikt. Man kann es letztlich auf die einfache Feststellung herunterbrechen: Wäre Ihre Regierung noch im Amt, hätte es weder die Annexion der Krim gegeben, noch gäbe es den Bürgerkrieg im Osten.

So ist es. Mit dem Staatsstreich wurde eine Pandorabüchse geöffnet, und westliche Politiker haben kräftig mitgeschraubt. Die Bevölkerung der Krim fühlte sich durch die Putschregierung nicht mehr vertreten. Der Westen gibt sich Illusionen hin, wenn er glaubt, die Regierung in Kiew kriege die Lage in den südöstlichen Landesteilen in den Griff. In jeder Stadt gibt es Menschen, die morgen zu Rebellen werden können.

Sie zeichnen ein idealisiertes Bild der Aufständischen. Manche dieser Typen möchte man nicht unbedingt als Nachbar oder als Schwiegersohn.

Ich frage zurück: Gibt es politische Gefangene in der Ukraine? Werden Menschen gefoltert? Getötet? Herrscht Zensur? Ist der Lebensstandard seit dem Staatsstreich zusammengebrochen? Alle diese Fragen sind leider mit Ja zu beantworten. Verantwort-

lich dafür ist die Regierung in Kiew. Hätte sie angemessen gehandelt, gäbe es heute keine Rebellen im Donbass.

Der Bürgerkrieg ist jetzt aber Tatsache. Was sollte man denn nun tun?

Das Regime muss weg. Für eine Übergangszeit sollte eine technische Regierung eingesetzt werden, die alle Kräfte umfasst, auch die Opposition. Dann braucht es eine Revision der Verfassung. Die Autonomierechte der Regionen müssen gestärkt werden. Schliesslich sollten freie demokratische Wahlen durchgeführt werden, unter Aufsicht der internationalen Gemeinschaft. Nur so kann der Konflikt beendet werden.

Ist dieses Szenario realistisch? Die Leute, die jetzt an der Macht sind, werden diese doch nicht einfach abgeben. Sie selber sind in der Heimat zur Verhaftung ausgeschrieben. Sie können nicht zurückgehen.

Ich bin nicht mehr in dem Alter, wo man in Fantasiewelten lebt. Ich denke über realistische Lösungen nach. Die derzeitigen Herrscher in Kiew sind Puppen der USA und der EU, sie sind zu 100 Prozent von ihnen abhängig. Die drei Mächte Amerika, Russland und Deutschland müssen ihnen klarmachen, was jedermann mit eigenen Augen sieht: «Ihr habt das Land destabilisiert. Ihr habt einen Bruderkrieg provoziert.» Die Folgerung kann nur sein, dass diese Regierung abtreten muss. Alle illegalen Banden müssen entwaffnet werden. Wir müssen die demokratische Ordnung wiederherstellen.

Präsident Petro Poroschenko ist immerhin vom Volk gewählt worden.

Sie können schwerlich von demokratischen Wahlen reden, wenn der Vorgänger mit Gewalt aus dem Amt gejagt wurde und andere Präsidentschaftskandidaten unter einem Bannstrahl im Exil leben müssen. Der EU ging es darum, Poroschenko so rasch wie möglich zu legitimieren. Dass die Wahlen unter sehr fragwürdigen Verhältnissen und auch unter dem Druck der Waffen abgehalten wurden, interessierte sie nicht. Auch die Wahlen für die Werchowna Rada, das Parlament, verliefen ähnlich. Unter normalen Bedingungen wären solche Wahlen nie akzeptiert worden. Die westlichen Politiker drückten beide Augen zu – weil sie dachten, eine antirussische Regierung wäre in ihrem Interesse.

Sie meinen, Europa habe sich verrechnet?

Aber gründlich! Die EU hat ihre eigenen langfristigen Interessen aus dem Blick verloren. Sie müsste doch ein Interesse daran haben, in einer stabilen Welt Handel zu treiben, nicht nur in Europa, sondern über die Ukraine und Russland bis nach Asien. Warum nur sollte sich Europa Russland zum Feind machen? Es hat doch selber schon genug Probleme. Dasselbe gilt für die Amerikaner. Die Welt ist voller Konflikte. Und sie schaffen sich noch einen neuen! ○

Ein grosses schwarzes Loch

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf sucht die Schuld für die sich abzeichnenden Defizite im Bundeshaushalt bei allen anderen, nur nicht bei sich selber. *Von Hubert Mooser*

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) weiss, wie sie ihren Kollegen in der Landesregierung die Laune verderben kann: Sie muss dafür nur das Wort «Steuerausfälle» in den Mund nehmen. Mitte Februar gab die Finanzministerin bekannt, dass die Eidgenossenschaft erstmals seit 2005 wieder ein Defizit einfahren werde. Ohne einschneidende Sparmassnahmen schreibt der Bund ab 2016 strukturelle Defizite in der Höhe von 1,4 Milliarden Franken. Das bedeutet: Ohne Abbau bestehender Aufgaben kann der Bund keine neuen Aufgaben übernehmen, weil das sonst zu einer Überbelastung des Bundeshaushalts führen würde. Die Finanzministerin hat nämlich plötzlich und überraschend gemerkt, dass die Einnahmen aus der direkten Bundessteuer 2014 um 2,1 Milliarden Franken unter Budget geblieben sind. Das sei die grösste Budgetunterschreitung bei der Bundessteuer in diesem Jahrhundert, berichtete die NZZ vor einer Woche.

Freiburger Festtaumel

Das kommt den anderen Mitgliedern im Bundesrat je länger, desto schräger vor – zumal Widmer-Schlumpfs Finanz- und Steuerverwaltung bei der Suche nach den Ursachen offenbar im Nebel stochert. Vergangene Woche legte sie dem Bundesrat dazu einen Bericht zur «Einnahmenentwicklung direkte Bundessteuer» vor. Das Fazit: Im Rückblick zeige sich, dass die Einnahmen seit fünf Jahren stagnieren. Die Schätzungen der letzten Jahre seien davon ausgegangen, dass sich die Einnahmen nach der Rezession 2009 wieder deutlich erholten. Dem Bund fehle jedoch stichhaltiges Datenmaterial, deshalb sei eine abschliessende Aussage über die Ursachen für die schwache Einnahmenentwicklung nicht möglich.

Seit fünf Jahren stagnierende Einnahmen, die man nicht bemerkt, fehlendes Datenmaterial für die Ursachenanalyse – das hört sich an wie die Erklärungen einer Bananenrepublik. Dabei geht es nach der Mehrwertsteuer um die zweitwichtigste Einnahmequelle des Bundes. Der Bericht liefere schon ein paar Hinweise, findet der Präsident der nationalrätlichen Finanzkommission, Leo Müller (CVP). Schmälerere Gewinne wegen des starken Frankens, weniger ausbezahlte Boni. Aber auch Müller weiss: Das sind vorläufig eben bloss Hypothesen und Vermutungen des Finanzdepartements.

Vor allem sind es nicht die Antworten, welche der Bundesrat von der Finanzministerin erwartet hatte. Doch für eine längere Diskussion reichte die Zeit vergangene Woche nicht. Widmer-Schlumpf hatte ihren Bericht genau auf jene Sitzung terminiert, die der Bundesrat in Freiburg abhielt. Seitdem der Bundesrat 2011 in Siders derart heftig über ein Konjunkturprogramm stritt und darob die wartende Walliser Regierung und Bevölkerung fast vergass, achtet man bei Sitzungen ausserhalb des Bundeshauses auf eine knappe Agenda und zweitens auf eine sporadische Abwicklung der Geschäfte. So ging auch Widmer-Schlumpfs Bericht im Freiburger Festtaumel beinahe unter.

Etwas fällt dennoch auf: Schuld sind immer die anderen. Zum Beispiel die Kantone, weil sie die Daten mit zeitlicher Verzögerung und nicht sehr detailliert dem Bund übermitteln. Dadurch sei die Datenanalyse eng begrenzt. Der Präsident der Konferenz der kantonalen Finanzdirektoren, der Zuger Regierungsrat Peter Hegglin (CVP), sagt dazu: «Es geht wohl nicht um eine verzögerte Datenübermittlung

«Wie kann man nur bei der direkten Bundessteuer eine derartige Fantasiezahl budgetieren?»

durch die Kantone an den Bund, vielmehr müssen die Privatpersonen und Unternehmen zuerst ihre Steuererklärungen einreichen, und dann müssen diese von den Kantonen noch veranlagt werden.» Maliziös schiebt Widmer-Schlumpf die Schuld an der Verschlechterung der Bundesfinanzen auch ihrem Vorgänger, alt Bundesrat Hans-Rudolf Merz (FDP), in die Schuhe. Die Finanzministerin vermutet, dass unter anderem auch die Unternehmenssteuerreform II von 2011 für Ausfälle verantwortlich ist. Wegen der damals eingeführten Teilbesteuerung der Dividenden zahlten sich Firmeninhaber vermehrt Dividenden statt Lohn aus. Kantone hätten zudem festgestellt, dass sich das Steuersubstrat schleichend von Personenunternehmen zu Aktiengesellschaften verschiebe, die von der privilegierten Besteuerung profitieren. Man habe aber wohl auch die Folgen der Familienbesteuerungsreform unterschätzt. Beide Geschäfte hat Merz aufgelegt.



Neue Schätzmethode: Widmer-Schlumpf.

Kein Wunder, spuckt FDP-Präsident Philipp Müller Gift und Galle. «Man hat falsch budgetiert. Wie kann man nur bei der direkten Bundessteuer eine derartige Fantasiezahl budgetieren? Dass man allein dort 2,1 Milliarden Franken zu hoch ansetzte, ist unglaublich», polterte er in der *Schweiz am Sonntag*. Das ist nicht bloss unglaublich, es widerspricht auch den von Widmer-Schlumpf vor Jahren formulierten neuen Leitlinien zu den künftigen Voranschlägen.

Bis dahin war es so: Der Bundesrat malt schwarz und budgetiert tiefrote Zahlen – doch am Schluss kommt alles besser. Darum führte Widmer-Schlumpf eine neue Schätzmethode ein. Diese solle «näher an der Realität sein»,



versprach sie. Berücksichtigen wollte man auch Trends der vorangegangenen Jahre. Ein frommer Wunsch. Der Trend 2013 zeigte jedenfalls in eine andere Richtung, als dies Widmer-Schlumpf im Budget 2014 zum Ausdruck brachte. Bei der direkten Bundessteuer buchte ihre Finanzverwaltung Einnahmen von zwanzig Milliarden Franken ein. Aber dann kamen nur achtzehn Milliarden herein. Trotzdem ging der Bund im Budget 2014 wieder von Einnahmen um die zwanzig Milliarden Franken aus. Und prompt fehlen der Finanzministerin erneut über zwei Milliarden.

Das hat jetzt nicht bloss happige Sparpakete für alle Departemente zur Folge. Es wirft auch Fragen auf über das weitere Vorgehen bei Wid-

mer-Schlumpfs wichtigstem Reformwerk: der Unternehmenssteuerreform III. Einzelne Bundesräte lassen im kleinen Kreis durchblicken, dass die Finanzministerin bei dieser Reform wohl mit zeitlichen Verzögerungen rechnen müsse. Wie es ihrer Art entspricht, lässt sich die Bündnerin aber von ihren Plänen nicht abbringen. Am Mittwoch legte sie dem Bundesrat die Auswertung der Vernehmlassung vor – samt den neuen Eckwerten zur Unternehmenssteuerreform III. Geht alles nach Plan, wird die Finanzministerin im Juni die eigentliche Botschaft vorlegen.

Hinter den Kulissen machen Kantonsvertreter wie Peter Hegglin, BDP-Chef Martin Landolt, aber auch FDP-Nationalrat Ruedi Noser

Druck für eine rasche Reform. Die Vorlage steht aber bereits im Gegenwind. Die Bundesräte Johann Schneider-Ammann (FDP), Ueli Maurer (SVP), Alain Berset (SP) und Simonetta Sommaruga (SP) haben scharfe Mitberichte verfasst. Die Kritik zielt in alle Richtungen, sagen bundesratsnahe Kreise. Ob die Differenzen bereinigt werden konnten, war bei Drucklegung nicht klar. Am Dienstagabend sah es ganz danach aus, als müsste die Finanzministerin aufgrund des massierten Widerstandes von allen Seiten noch einmal über die Bücher.

Die Reform wurde der Schweiz von der EU aufgezwungen. Am 14. Oktober 2014 hatte die Finanzministerin dafür eine Vereinbarung unterschrieben, in der sich der Bundesrat bereit erklärt, bestimmte, von der EU seit 2005 beanstandete Steuerregime abzuschaffen – besonders jene, welche die unterschiedliche Behandlung in- und ausländischer Erträge vorsehen. Drei Monate zuvor hatte Widmer-Schlumpf ihre Pläne aufgedeckt: Abschaffung der Steuerprivilegien von Holding-, Verwaltungs- und gemischten Gesellschaften, tiefere Gewinnsteuern. Das Projekt sieht sogenannte Lizenzboxen vor. Mit dieser neuen Sonderregelung werden neu Erträge aus Patenten reduziert besteuert. Dadurch können gewisse Unternehmen den Wegfall der kantonalen Steuerprivilegien teilweise kompensieren.

Subito anpassen

Aber zu diesem Zeitpunkt hatte die Finanzministerin noch die rosarote Brille auf, was die Entwicklung der Bundesfinanzen betraf. Ging man damals im Finanzplan 2016–2018 noch von wachsenden strukturellen Überschüssen aus, so spricht der Bundesrat nun von «massiv verschlechterten» Haushaltsperspektiven. Widmer-Schlumpf wollte die milliardenhohen Ausfälle, die dem Bund wegen dieser Reform ins Haus schneien, teilweise durch den Aufbau struktureller Überschüsse gegenfinanzieren. Ab 2017 wollte sie dafür pro Jahr über eine Milliarde Franken auf die hohe Kante legen.

Jetzt brechen die Einnahmen der Bundessteuer stärker weg als gedacht. Statt der erwarteten strukturellen Überschüsse drohen Defizite. «Das ist kein Problem», sagt Ruedi Noser. Der Bund müsse jetzt einfach subito das Budget den Realitäten anpassen und die Ausgaben drosseln. Eine Gegenfinanzierung zum Beispiel mit der von Widmer-Schlumpf in ihrer Vernehmlassungsbotschaft vorgeschlagenen linken Kapitalgewinnsteuer dürfte im Parlament einen schweren Stand haben. BDP-Präsident Landolt warnt bereits: «Da sich sämtliche bürgerlichen Parteien gegen die Kapitalgewinnsteuer als Teil der Gegenfinanzierung geäußert haben, wird der Bundesrat dies in der Botschaft sicherlich berücksichtigen.» Sicher ist das nicht – nachdem die Finanzministerin den anderen Bundesräten mit ihren trüben Finanzperspektiven die Laune definitiv verdorben hat. ○

Der EU-Nichtmitglieder-Beitrag

Mit 1,3 Milliarden Steuerfranken hilft die Schweiz den neuen Staaten der EU im Osten. Was bringt dieses Geld wirklich – den unterstützten Ländern, aber auch für die angespannte Beziehung der Schweiz mit der EU? Beobachtungen in Rumänien. *Von Markus Schär*

Die Journalistenschar schlendert gerade durch ein Roma-Dorf, wo Hühner auf der Strasse picken, Hunde durch den Abfall streunen und eine Familie zeigt, wie sie in einem Loch auf zwei Matratzen neben dem Herd schläft. Da bricht unter den Begleitern aus dem Aussen-departement Aufregung aus. Denn die Zentrale in Bern meldet: Der *Blick* hat einen Bericht über diese Medienreise zum Schweizer Beitrag an die neuen Länder in der EU online gestellt; der Schweizer Botschafter in Bukarest hat sich darüber beklagt, die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) geschimpft: Man wünsche sich zwar «mehr Visibilität» für die Arbeit im Osten Europas – aber nicht so.

«Wird hier unser Geld verloch?» zündelt der *Blick* im Titel, passend zum Foto von einer Baustelle der Bukarester U-Bahn. Der Artikel stellt korrekt klar: Insgesamt fliessen 181 Millionen Steuerfranken nach Rumänien; mit 8,5 Millionen zahlt die Schweiz eine Machbarkeitsstudie, wie sich ein Quartier von Bukarest mit seinem Verkehrschaos dank einer Metrolinie erschliessen liesse. Aber Dutzende von Leserkommentaren zeugen von Unverständnis. «Und ich dachte immer, dass bei uns alle Kassen leer sind», ätzt der mit gut 3000 Likes beliebteste Kommentar. Überall heisse es sparen. «Nur fürs Ausland haben wir immer Geld.» Und der zweitbeliebteste Kommentar kritisiert: «Eine Metro, soso... wir sponsern also einem anderen Land etwas, das wir selbst noch nicht mal haben.»

Preis der Freiheit

Die diplomatische Krise zeigt: Der Erweiterungsbeitrag für die letzten dreizehn Mitgliedstaaten der EU bewegt die Gemüter. Am 26. November 2006 stimmten 53 Prozent des Volkes der Zusammenarbeit mit den Staaten Osteuropas zu. Gestützt darauf sprach das Parlament eine Milliarde Franken für die zehn Staaten von Polen bis Zypern, die seit 2004 zur EU gehören. Zwei Jahre später kamen 257 Millionen für Rumänien und Bulgarien dazu, Ende letztes Jahr noch 45 Millionen für Kroatien. Die Einhelligkeit in den Räten – trotz der «diplomatischen Klatschen» der EU – sei «fast beängstigend», schimpfte der Parteilose Thomas Minder einsam im Ständerat: «Wir strecken 45 Millionen Franken hin, geben den kleinen Finger, doch man wird in Brüssel die ganze Hand wollen.»

Die entscheidende Frage stellte in diesen Debatten kaum jemand: Weshalb spendet die Schweiz der EU eigentlich insgesamt 1,3 Mil-

liarden? Die Norweger, verraten Insider hinter vorgehaltener Hand, betrachten ihre Zahlungen schlicht als Nichtmitgliederbeitrag – als Preis für die Freiheit, der EU nicht beitreten zu müssen. Hierzulande, wo das Volk sein Veto einlegen kann, will das aber niemand so offen sagen. Mit den Beiträgen, so die Bundesberner Sprachregelung, setze die Schweiz «ein Zeichen der Solidarität», auch zum eigenen Nutzen, weil sie damit ihre Beziehungen zu den Mitgliedstaaten festige, die Chancen ihrer Wirtschaft fördere und die Sicherheitsrisiken mindere.

Handverlesene Missionare

Während die EU einfach Geld schickt, kümmern sich die Schweizer selber um das, was mit ihren Steuerfranken geschieht. Am Beispiel von Rumänien soll dies auch das Schweizer Volk sehen, vertreten durch dreizehn Journalisten, davon sechs von der SRG. Das Tessiner Fernsehen bezahlt mit dem Gebührengeld einen «Telegiornale»-Redaktor samt Kameramann und persönlicher Begleiterin, einem dreissig Jahre jüngeren Glitzer mädchen, das Rumänisch spricht. Die Deza lud früher nur handverlesene Missionare für ihre Arbeit zu Medienreisen ein; stärker ins Aussendepartement eingebunden, muss sie sich jetzt Volkes Stimme stellen. Wie die Aufregung über die *Blick*-Schlagzeile zeigt, sperren sich die staat-

lichen Entwicklungshelfer allerdings weiter gegen die *good governance* dank Transparenz, die sie von allen anderen fordern.

«Ich bin der Einzige, der den Überblick hat», scherzt Thomas Stauffer. Der Staatswissenschaftler mit Universität-St.-Gallen-Doktorat und «Spezialgebiet Anreize», wie er selber sagt, sorgt in Rumänien dafür, dass das Verwalten der Millionen nur fünf Prozent des gesamten Beitrags kostet, wie es das Parlament forderte. Und natürlich dafür, dass das viele Geld etwas bringt, ob in Forschungsprojekten, Stipendien oder Krediten für KMU, durch das Verbreiten des Schweizer «Energistadt»-Konzepts oder die Einführung eines Gesundheitsversorgungsmodells für Gemeinden. Es ist «eine sehr komplizierte Maschine», an der Thomas Stauffer hebelt: «Niemand hat so viele Chefs wie ich.» Die rund zweihundert Projekte unterstehen in Bern einerseits der Deza, andererseits dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco). Und in Bukarest dem Finanz-

Wie steht es denn mit der Korruption? Sie lässt sich nicht ausschalten.

ministerium sowie zwei Behörden, die alle Anträge prüfen.

Wie steht es denn mit der Korruption? Sie lasse sich nicht ausschalten, räumten schon die Verantwortlichen in Bern ein, «weder in Rumänien noch in der Schweiz». Immerhin betont Thomas Stauffer: «Alle Projekte werden von der Schweiz geprüft – bei den EU-Strukturprogrammen ist es nicht so.» Was daraus folgt, zeigte sich letzte Woche, als der Ausschuss für Budgetkontrolle des EU-Parlaments seinen Bericht für 2013 vorstellte. Von den Milliarden für Regional- und Sozialpolitik komme nicht einmal die Hälfte an, hält er fest. So habe von den 443 Millionen Euro aus dem Europäischen Fonds für regionale Entwicklung, die an Banken in Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Italien und Litauen überwiesen wurden, «nicht ein einziger Euro die Empfänger erreicht».

Viel Geld für Roma-Projekte

Die Millionen aus der Schweiz dagegen kommen zumindest an: Davon sollen sich die Journalisten vor Ort überzeugen. Viel Geld fliesst in Projekte für die Roma, die mit eineinhalb bis zwei Millionen knapp zehn Prozent der Bevölkerung ausmachen. «Ich habe schon in





«Eine Metro, soso»: U-Bahn-Baustelle in Bukarest, 2015.

Afrika und in Vietnam gearbeitet», sagt der Schweizer Botschafter Jean-Hubert Lebet, «aber so etwas habe ich noch nie erlebt – bei den Roma kommen alle Probleme von Minoritäten zusammen.»

So sehen die Journalisten eine Polizeischule, wo Offiziere im Labor die Sprache und auch die Kultur der Roma lernen, damit sie mit den alltäglichen Konflikten besser umgehen können. In einer Schule freut sich ein Roma-Mädchen, das von einer Schauspielerinnenkarriere träumt, über die Tagesstrukturen, dank denen die Kinder Aufgabenhilfe und wenigstens mittags eine warme Mahlzeit bekommen. Und in einem Roma-Dorf erzählen die Einheimischen, wie sie nach etlichem Werweisen das Geld aus der Schweiz einsetzen: nicht für das Reparieren der Brücke oder das Sanieren der häufig überschwemmten Strasse – eigentlich die Aufgabe des Bürgermeisters –, sondern für das Renovieren der baufälligsten Häuser.

Daneben stossen Kredite den Ausbau von KMU an. Zum Beispiel in der Stadt Târgoviste, wo bis zur Privatisierung ein Kombinat für Spezialstähle siebentausend Arbeitsplätze bot – ein Russe kaufte es und schloss es bald. Zwei Kleinunternehmer, die Werbeleuchten herstellen, schafften dank einem von der Schweiz

vergünstigten Kredit ein Gerät an, das mit Laser Lampenformen ausschneidet; mehr Jobs bringt es allerdings kaum. Und beim Mittagessen stösst ein Möbelfabrikant dazu, der auch nach Belgien liefert. Er spricht offen über die alles durchdringende Korruption (üblich: zwanzig Prozent des Auftragsvolumens), über die Unfähigkeit des Staates, die Steuern einzutreiben, und die Unmöglichkeit für Geschäftsleute, das Bezahlen von Rechnungen durchzusetzen. Schliesslich verrät er: In drei Jahren, nach dem Schulabschluss des Sohnes, ziehe er nach Norditalien.

Bei den Busfahrten über Land, vorbei an quadratkilometerweiten, nur zu vierzig Prozent bewirtschafteten Steppen, drängt sich denn auch die Frage auf: Wie liesse sich den Rumänen wirklich helfen, die seit je zum Fatalismus neigen und 25 Jahre unter dem Terror von Ceausescu litten, also den letzten Rest von Selbstvertrauen verloren? Das Unternehmertum ist gefährdet, weil die wichtigste Grundlage dafür fehlt: das Vertrauen. Und die Häuser und Brücken, Tagesschulen und Gemeindezentren für die Roma sind absehbar in wenigen Jahren wieder verlottert. Eine grosse Zahl von Arbeitsplätzen liesse sich nur in der privaten Landwirtschaft schaffen, der Grundlage für den Aufstieg

der asiatischen Tiger – aber die EU sperrt sich wohl gegen noch mehr Konkurrenz für ihre französischen und polnischen Bauern.

Brüssel zahlt erst nach Projektabschluss

«Bei meiner Tätigkeit in verschiedenen Entwicklungsländern habe ich nirgends ein Projekt-Portefeuille von solcher Qualität gesehen», sagt Botschafter Jean-Hubert Lebet. Die Journalisten stellen tatsächlich fest: Das Geld wird nicht verlockt, sondern sorgfältig und – soweit möglich – wirkungsvoll eingesetzt. So nützt die Hilfe der Schweiz weit mehr als jene der EU: Die Brüsseler Bürokratie zahlt erst nach Projektabschluss oder auch nicht, was Behörden und Unternehmer in existenzielle Schwierigkeiten bringen kann. Deshalb schöpft Rumänien die EU-Gelder, mehr als das Hundertfache des Schweizer Beitrags, nur zur Hälfte aus.

Die Schweizer können ihre Arbeit zeigen, sie müssen sich aber fragen: Was bringt diese Hilfe wirklich, den Empfängern und auch den Gebern? Und sollte die Schweiz ihre Solidarität nicht davon abhängig machen, dass die EU-Bürokratie und die Partnerländer auch ihre Probleme sehen – dass sie sich also zumindest «diplomatische Klatschen» verkneifen? ○

Verloren in der Welt der Negativzinsen

Die Nationalbank hat mit der Einführung von Negativzinsen die Wirtschaft in einen unnatürlichen Rahmen gepresst. Der Nutzen ist unklar, die Kosten erscheinen hoch.

Von Beat Gygi und Julia Marti (Illustration)

Die Schweizerische Nationalbank (SNB) hat eine neue Ertragsquelle, seit sie von ihren Kunden für das Entgegennehmen und Aufbewahren von Einlagen Geld verlangt. Kürzlich publizierte Zahlen lassen erwarten, dass sich die Einnahmen der Notenbank aus diesem neuen Geschäft auf gut eine Milliarde Franken pro Jahr summieren, wenn die heutigen Negativzinsen gültig bleiben. Das gibt einen schönen Zustupf zum normalen Gewinn oder eine Milderung in Verlustjahren.

Es ist ein neues und ungewohntes Regime, das die schweizerischen Währungshüter mit der Erhebung von Minuszinsen aufgezogen haben. Normalerweise bedeuten Zinsen ja einen positiven Ertrag, negative Zinsen dagegen gehen irgendwie gegen die menschliche Natur. Und es ist auch ein neues und ungewohntes Gefühl, eine Nationalbank, die man sonst in weiter Ferne auf geldpolitische Themen konzentriert sieht, plötzlich fast auf Berührungsdistanz im geschäftlichen Treiben und im politischen Alltag zu sehen.

Abschrecken von Franken-Liebhabern

Mit dem Übergang zu Negativzinsen mischen sich die Notenbanker zunehmend stärker ins Bankgeschäft ein. Im Dezember kündigte das SNB-Direktorium erstmals einen Negativzins von minus 0,25 Prozent auf den Giro Guthaben an, die Banken und andere Finanzmarktakteure bei ihr deponieren. Ziel war es damals, von Januar an die Zinsen so weit nach unten zu drücken und die Nachfrage nach Franken so zu schwächen, dass der Ansturm von Ausländern wie auch Inländern auf die Schweizer Währung nachlassen und dies den Aufwertungsdruck brechen möge. Es ging ums Abschrecken von Franken-Liebhabern.

Am 15. Januar sodann, also gleichzeitig mit der Aufhebung des Euro-Franken-Mindestkurses, wurde der Negativzins noch stärker gesenkt, nämlich auf minus 0,75 Prozent. Im Visier sind rund 450 Milliarden Franken, die Banken und andere Finanzinstitute bei der Nationalbank deponiert haben. Pro Bank ist ein bestimmter Betrag vom Negativzins ausgenommen, der Rest, zurzeit etwa 160 Milliarden, unterliegt der neuen Belastung.

Auch wenn die SNB nur für die Konten der bei ihr angedockten Geschäftsbanken die Verzinsung

geändert hat, trifft das indirekt wohl bald einmal auch Privatkonten normaler Leute. Die Banken sind daran, die Belastungen an Firmen und Haushalte weiterzugeben – jede nach ihrem eigenen Muster. So erhalten Bürger bald einmal den Eindruck, die Nationalbank wandle sich von der hehren, unabhängigen Institution mit der Zeit zum Unternehmen, das an ihnen Geld verdient, oder zu einer Art Fiskus, der Vermögen einzieht. Und Politiker sehen in der SNB noch mehr als bisher einen willkommenen Umverteilungsapparat, denn der Negativzins-Ertrag fließt ins gleiche Becken wie die Nationalbank-Gewinne, und daraus erhalten die Kantone jährlich ihre Anteile.

Mit der Einführung der Negativzinsen riskiert die Nationalbank durch die Verquickung mit Kommerz und Politik also eine Einschränkung ihrer Unabhängigkeit – darüber hinaus aber noch weit mehr: Sie nimmt damit der Wirtschaft nämlich wichtige Orientierungspunkte weg und gibt dem Sparen sowie anderen Tugenden, die für sorgfältiges Wirtschaften wichtig sind, einen negativen Anstrich. Zinsen sind, wie Preise, für die meisten Leute informative Signale, wenn es etwa um die Fragen geht, wie sie den Konsum zwischen heute und morgen aufteilen sollen, wie viel sie sparen oder Schulden machen sollen, welche Aktien sie kaufen wollen, wann sich eine Ausbildung oder ein Hausbau lohnt oder wann ein Investitionsprojekt abzubrechen ist.

Mit dem Negativzins riskiert die Nationalbank, ihre Unabhängigkeit einzuschränken.

Bei all diesen Überlegungen haben die Menschen mehr oder weniger bewusst jeweils einen positiven Zins im Kopf. Diese Grundhaltung ist durch die im Menschen quasi eingepflanzte Zeitpräferenz erklärbar. Zeitpräferenz bedeutet, kurz ausgedrückt, dass den Menschen das Heute näher liegt als das Morgen, dass sie meistens ungeduldig sind und Konsum- oder Genussmöglichkeiten nicht gerne hinausschieben. Dies zeigt sich etwa darin, dass ein Mittagessen im Restaurant heute mehr unmittelbare Begeisterung auslöst als das gleiche Mittagessen erst in zwei



Mit dem Übergang zu Negativzinsen setzt die

Wochen, dass den meisten eine Woche Ferien noch diesen Monat lieber ist als eine Woche im nächsten Frühling oder dass der rasche Kauf eines neuen Autos viel befriedigender erscheint als ein neuer Wagen erst in einem Jahr. Bereits Kinder werden ja daraufhin getestet, wie lange sie sich als Sechsjährige angesichts eines Schokoladestücks zurückhalten können.

Der Ur-Zins

Wenn Menschen sich ihre Konsumwünsche nicht sogleich erfüllen, sondern warten und eine Zeitlang auf Konsum verzichten, verlangen sie auf irgendeine Weise eine Entschädigung dafür. Diese spiegelt sich im Grunde im Zins. Der Zins ist auch Ausdruck der Tatsache, dass der Mensch nicht ewig lebt und es ihm deshalb nicht egal ist, ob ein Genuss heute oder irgendwann in der Zukunft erfolgt, da ja die Zeit zum Geniessen beschränkt ist. In der österreichischen Lehre von der Ökonomie wird anhand der



Notenbank die Wirtschaft in einen Rahmen, der im Prinzip nicht zum Menschen passt.

menschlichen Zeitpräferenz eine Art Ur-Zins hergeleitet, der sich auf Märkten aus Angebot und Nachfrage von Ersparnissen ergeben kann. Dieser hängt unter anderem mit den Wachstumsmöglichkeiten der Wirtschaft zusammen. Aus dieser Sicht ist schwierig vorstellbar, dass es in einer Marktwirtschaft einen negativen Zinssatz gibt, solange die Menschen ihrer Natur gemäss eine positive Zeitpräferenz haben.

Aus dieser Sicht wirft das Vorgehen der Nationalbank erst recht brisante Fragen auf: Mit dem Übergang zu Negativzinsen setzt die Notenbank die Wirtschaft in einen Rahmen, der im Prinzip nicht zum Menschen passt. Die Menschen sind quasi dazu verurteilt, in der Null- und Negativzinswelt orientierungslos umherzuirren und immer wieder Zufalls- und Fehlentscheide zu treffen.

Nein, ein Null- oder Negativzins ist nach wie vor ein Zins, hält Dirk Niepelt, Ökonomieprofessor an der Universität Bern und Direktor an

dem mit der Nationalbank verbundenen Studienzentrum Gerzensee, dagegen. Nur wenn alle Zinsen nah bei null wären, würde der nötige Kontrast fehlen. Bei den Obligationen der verschiedenen Staaten gebe es trotz allem noch sichtbare Unterschiede. Zudem müsse man nicht die nominalen, sondern die realen Zinsen anschauen. Es sei also von den Zinsen, wie sie auf dem Papier stehen, die Inflation abzuziehen, dann erst erhalte man die realen Sätze, die für das Sparen, Konsumieren oder Investieren wirklich entscheidend seien.

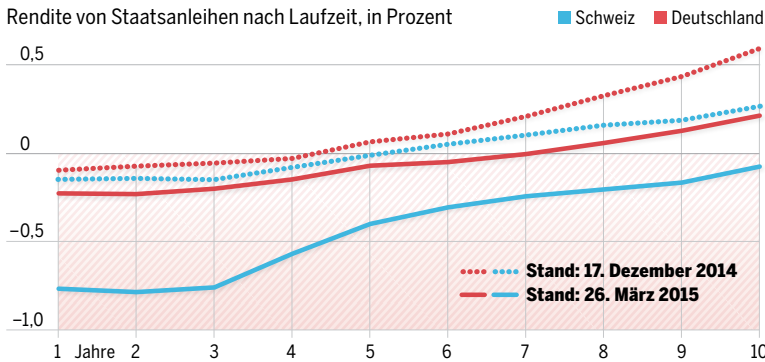
Nationalbank-Präsident Thomas Jordan hat kürzlich ähnlich argumentiert. Die Grafik auf der nächsten Seite (rechts) zeigt denn auch, dass die Realzinsen heute, also im Negativzins-Regime, keineswegs so tief sind, wie es schon früher ab und zu der Fall war. Früher gab es oft die Konstellation, dass die Nominalzinsen zwar ziemlich hoch waren, die Inflation aber noch höher. Heute dagegen sind viele Zinsen auf dem

Papier negativ, die Inflation ist aber noch stärker im Minus, so dass sich als Differenz noch ein leicht positiver Realzins ergibt. Klar, Niepelt wie auch Nationalbank-Vertreter räumen ein, dass die Menschen bei ihren Entscheiden oft eher die nominalen statt die realen Zinsen im Auge hätten, aber rationale Entscheidungen müssten sich eben auf die realen Verhältnisse abstützen.

Misstrauische Professoren

Aber selbst wenn man dies den Leuten zutraut, bleiben zum Entscheid der Nationalbank viele Fragen offen, denn es ist ungewiss, ob die Notenbank ihrem zentralen Ziel damit überhaupt näherkommt. Ernst Baltensperger, emeritierter Ökonomieprofessor der Universität Bern und Berater des SNB-Studienzentrums Gerzensee, empfindet die Nullzinspolitik der grossen Notenbanken als Ärgernis, das schon zu lange anhalte, und die Negativzinsen seien eine Steigerung davon. Gewiss, die

Wenn Staatsobligationen negativ rentieren



QUELLE: SNB

Die Notenbanker mischen sich zunehmend ins Bankgeschäft ein.

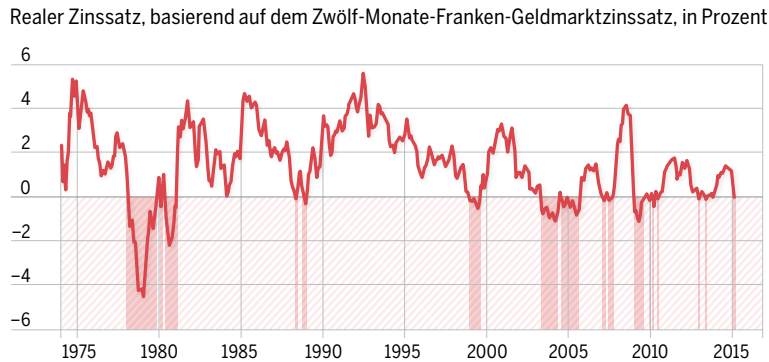
Nationalbank ist im vergangenen Herbst mit ihrem ersten Beschluss von Negativzinsen vor allem dem Schritt gefolgt, den die Europäische Zentralbank vorher getan hatte. Die SNB-Führung wollte die Schweizer Zinsen partout unter jene der Euro-Zone drücken, damit ausländischen Investoren die Lust genommen wird, ihr Geld in Franken anzulegen. Diese Zinsdifferenz ist aber nur einer von mehreren Aspekten. Der EZB ging es darum, das Geld in die Kreditmärkte zu pressen, während in der Schweiz die Kreditvergabe immer rege lief.

Martin Janssen, Ökonomieprofessor an der Universität Zürich und Inhaber der Software- und Finanzberatungsfirma Ecofin, weist darauf hin, dass die Wirkungen der Negativzinsen hierzulande viel verzwickter ausfallen könnten, als es offiziell skizziert wird. Die Belastung der Konten bei der Nationalbank und bei anderen Banken werde das Geld unweigerlich in andere Kanäle leiten, vor allem in Aktien- und Immobilienmärkte. Der Zustrom zu diesen Anlagekategorien führe automatisch zu Kurssteigerungen auf diesen Märkten, und die Erwartung weiterer Zuflüsse könne durchaus blasenartige Vermögensaufwertungen in diesen Segmenten provozieren. Es sei gut möglich, dass die Negativzinsen auf Bankkonten per saldo gar keine Netto-Abschreckung zur Folge hätten, sondern vielmehr nicht so einfach durchschaubare Zuflüsse ins Franken-Gebiet.

Auswirkungen auf die Altersvorsorge

Janssen warnt auch vor Verwerfungen im «normalen» Bankengeschäft. Dies hängt damit zusammen, dass die Banken unterschiedlich hohe Bestände bei der Nationalbank halten. Die einen schöpfen ihre Freibeträge nicht aus, die andern liegen darüber und werden Negativzinsen-pflichtig. Offenbar ist eine Art neuer Interbanken-Markt am Entstehen, indem die Banken mit freien Kontokapazitäten den anderen quasi Parkraum vermieten. Andere Beobachter sprechen von weiteren Spielarten, bei denen freie Kontokapazitäten als Tauschwährung dienen können, denkbar ist dies etwa bei der Vergabe von Mandaten für grosse Firmenkäufe und -verkäufe.

Negative Realzinsen sind keine Neuheit



QUELLE: SNB

Besonders schwerwiegend sind die Auswirkungen der Negativzinsen auf die Altersvorsorge. Bereits die Niedrig- und Nullzinspolitik der Notenbanken haben die aufs Sparen ausgerichteten Vorsorgewerke einem grossen Stress ausgesetzt. Die erste Säule, die AHV, beruht zwar auf einem Umlageverfahren, aber der als Puffer dienende AHV-Ausgleichsfonds müsste bei sehr niedrigen Realzinsen weitaus grösser sein als heute – vielleicht zehn- bis zwanzigmal mehr Mittel enthalten als die vorhandenen rund 40 Milliarden Franken.

Noch besorgniserregender ist die Lage in der zweiten Säule, bei der Kapital angespart wird. Mit den Negativzinsen wird nun noch klarer, welche Unehrlichkeit sich ins Pensionskassensystem eingeschlichen hat. Die Konstruktion der zweiten Säule beruht unter anderem darauf, dass den Versicherten feste Versprechen für die Zukunft gemacht und beim Auszahlen der Renten eingehalten werden. Dies spiegelt sich etwa darin, dass man bei den Pensionsplä-

Darf die Nationalbank im Alleingang eine Art Vermögenssteuer beschliessen?

nen von einem sogenannten risikolosen Zinssatz ausgeht, der als sichere Ertragsgrundlage gilt, und dass vom Pensionierungszeitpunkt an feste Jahresbeträge ausbezahlt werden, die allerdings bei den heutigen Lebenserwartungen zu hoch angesetzt sind.

Pensionskassen haben offiziell die Pflicht, den als sicher bezeichneten Sockel zu erwirtschaften – wobei in der Praxis oft Erträge aus gut laufenden Aktienanlagen das Bild aufhellen und das Problem verbergen, dass der wirklich risikolose Ertrag eine Illusion ist. Heinz Zimmermann, Finance-Professor an der Universität Basel, weist darauf hin, wie sehr sich mit den Negativzinsen diese Situation noch verschärft hat. Wenn die Bundesobligationen – meist der Inbegriff der risikolosen Anlage – negative Renditen hat (siehe Grafik links), dann gibt es für Pensionskassen keinen risikolosen Renditesockel mehr.

Nach Zimmermanns Ansicht wäre es Zeit, die Illusion der Risikolosigkeit aufzugeben und klar darzulegen, dass Erträge auf angespartem Kapital immer mit Risiken verbunden sind. Würde man Ehrlichkeit herstellen, so Zimmermann, müssten die Rentner der zweiten Säule sich an den Risiken beteiligen, denn ein positiver Ertrag sei volkswirtschaftlich gesehen durchaus erzielbar, aber nur unter Inkaufnahme von Risiken.

Umverteilungskampf

Dies würde allerdings einen Umverteilungskampf auf dem Feld der Sozialpolitik eröffnen. Heute wird das Problem dadurch verborgen, dass die Älteren als Rentenempfänger zu viel ausbezahlt erhalten und das entstehende Loch die jüngeren Generationen belastet. Zimmermann räumt ein, dass diese Debatte zu einem Tabubruch führen würde, das sei nicht gerade das, was Politiker aktiv suchten. In die gleiche Richtung argumentiert Janssen, wenn er die zwei zentralen Rezepte gegen die heutigen Mängel in der Altersvorsorge nennt: Transparenz und Wettbewerb. Beides sei in der heutigen, ziemlich sozialistischen Welt der Altersvorsorge unerwünscht.

Immerhin – sollte die Nationalbank mit der Einführung der Negativzinsen den Druck auf die zweite Säule so stark erhöht haben, dass die Debatte unausweichlich wird, hätten die Negativzinsen einige positive Aspekte. Aber alles in allem dürfte das Unbehagen über die Negativzinsen noch etliche kritische Fragen in den Vordergrund rücken. Darf die Nationalbank im Alleingang aufgrund einer internen Regelung einen Negativzins beschliessen, der in die Nähe einer Vermögenssteuer kommt? Wie sollen die Einnahmen daraus verwendet werden? Sollen wirklich die Kantone damit verwöhnt werden? Zieht die Umlenkung der Finanzströme von Banken zu Aktienmärkten und Immobilien eine Art flankierende Massnahmen nach sich? Auch die Grundfrage, in welchem Verhältnis der zurzeit schwach sichtbare Nutzen zu den sich allmählich abzeichnenden Kosten steht, befindet sich erst am Anfang der Diskussion. ○

Vorzugszins für Jordan und Co.

Zinsnotstand im Anlageuniversum des Schweizer Frankens: Das Sparbüchlein rentiert nicht mehr, und Pensionskassen kämpfen mit Negativzinsen. Verantwortlich dafür ist die Nationalbank. Doch ausgerechnet für sich selbst schreiben die Währungshüter andere Regeln. *Von Florian Schwab*

Bei der Postfinance gibt es gerade noch 0,01 Prozent Zins auf Spareinlagen. Pensionskassen und andere institutionelle Anleger müssen draufzahlen, wenn sie ihr Vermögen bei der Schweizerischen Nationalbank (SNB) deponieren. Erste Banken machen sich daran, die Negativzinsen auch an mittelgrosse oder kleine Anleger weiterzugeben.

Der ganze Schweizer Finanzplatz ächzt unter der Last der Niedrig- und Negativzinsen. Der ganze Finanzplatz? Nein! Eine einzige Bank entzieht sich dem wüsten Zinsumfeld. Sie zahlte Ende 2014 noch 1,5 Prozent Zinsen auf Sparkonten. Heute sind es immerhin noch 0,75 Prozent (plus). Bei dem Widerstandsnest handelt es sich um dieselbe Organisation, welche das sie umgebende Negativzins-Regime errichtet hat: die SNB selbst. Ihre Mitarbeiter und Pensionäre sind als Einzige berechtigt, bei der Nationalbank ein privates Konto zu führen.

Die Nationalbank begründet den Vorzugszins für ihre Mitarbeiter wie folgt: Darin sei eine «gewisse Kompensation für die Beschränkungen, denen die SNB-Mitarbeiter bei ihren Finanzanlagen unterliegen» zu sehen. Sie verweist auf das im Zuge der Hildebrand-Affäre angepasste Reglement für Führungspersonen und auf das Reglement für einfache Mitarbeiter. Für normale Angestellte nehmen sich die Einschränkungen eher bescheiden aus: Sie dürfen keine Aktien von systemrelevanten Schweizer Banken (oder Derivate darauf) halten. Fremdwährungsgeschäfte sind meldepflichtig, und allgemein muss jedes von ihnen erworbene Finanzprodukt vor dem Verkauf mindestens dreissig Tage gehalten werden.

Tatsächlich hat die SNB im Nachgang zur Affäre Hildebrand die Regeln für Führungskräfte und Mitarbeiter verschärft. Wir erinnern uns: Der ehemalige SNB-Präsident Philipp Hildebrand hatte über ein Konto bei der Bank Sarasin Währungsgeschäfte getätigt und von der Setzung der Wechselkursuntergrenze finanziell profitiert. Die Vorzugszinsen sind allerdings älter als die Hildebrand-Affäre und als die Reglemente der SNB. Als Begründung für das historische Privileg taugen sie nur bedingt. Weshalb auch Pensionäre von den Vorzugszinsen profitieren, ist unter keinem Titel einzusehen.

Interessant ist im Zusammenhang mit den Negativzinsen auch die Verzinsung der Altersguthaben in der SNB-Pensionskasse. Bei Arbeitnehmersparbeiträgen von 7 Prozent und Arbeitgeberbeiträgen von bis zu 15 Prozent des Lohnes ist diese schon von Haus aus sehr luxuriös. Wie

sieht es mit der Verzinsung aus? Vor wenigen Wochen sorgte immerhin die Erkenntnis für Irritation, dass die SNB öffentlich-rechtliche Institutionen vom Negativzins auf Girokonten ausnahm: die Pensionskasse des Bundes (Publica), den AHV-Ausgleichsfonds oder Konten von Bund, Stadt und Kantonen. Salopp gesagt schwächt die SNB für einige Marktteilnehmer die Schwerkraft der Negativzinsen ab und verschafft ihnen dadurch Vermögensvorteile.

Absage des Präsidenten

Als der Schweizerische Pensionskassenverband (Asip) verlangte, Vorsorgeeinrichtungen generell vom Negativzins auszunehmen, erteilte SNB-Präsident Thomas Jordan dem Ansinnen umgehend eine Absage. Auf Anfrage bestätigt die SNB nun, dass auch ihre eigene Pensionskasse, wie die Publica, keinen Negativzins bezahlt, wenn sie ihre Liquidität auf einem SNB-Konto parkiert. Immerhin: «Wie bei allen Ausnahmen vom Negativzins-Regime werden auch die Konditionen dieses Kontos einer Überprüfung unterzogen.»

Ende 2014 lagerten rund hundert Millionen Franken der SNB-Pensionskasse (oder rund zehn Prozent von deren Gesamtvermögen) auf besagtem Konto. Die SNB spart im Vergleich zu einer identischen privaten Vorsorgeeinrichtung 0,75 Prozent oder 750 000 Franken.

Zudem profitieren SNB-Mitarbeiter von einer Verzinsung ihres Altersguthabens in der Höhe von aktuell drei Prozent – fast doppelt so viel wie der derzeitige Mindestzinssatz in der zweiten Säule, den der Bundesrat für 2015 auf 1,75 Prozent festgelegt hat. Solange eine Pensionskasse einen Kapitalertrag in der Dimension dieser Zinsverpflichtung tatsächlich erzielt, ist nichts gegen solche Grosszügigkeit einzuwenden. Im letzten Jahr hat die SNB-Pensionskasse in einem sehr guten Marktumfeld eine leicht überdurchschnittliche Anlagerendite von 8,9 Prozent erreicht. Drei Prozent Rendite gelten bei geschickter Anlagepolitik auch in diesem Jahr nicht als unerreichbar, wenngleich mit Blick auf die Mitte Januar verbuchten Verluste auf Euro-Anlagen als eher ambitioniert.

Auch für die Zukunft bleibt die SNB in eigenen Dingen optimistisch. Während sich andere Vorsorgeeinrichtungen durch eine Senkung des technischen Zinssatzes, also der wichtigsten Berechnungsgrundlage für den Deckungsgrad, auf das Tiefzinsumfeld einzustellen versuchen, rechnet die SNB-Pensionskasse für die Ermittlung ihres Deckungsgrads (derzeit: rund 110 Prozent) unbeirrt damit, langfristig eine Anlagerendite von jährlich 3 Prozent zu erreichen.

Nein, von den negativen Folgen des Negativzinses ist im Reich der SNB-Mitarbeiter wirklich nichts zu spüren. ○



Eine Einzige entzieht sich dem wüsten Zinsumfeld: Nationalbank in Bern.



Geschick und Kaltblütigkeit: Co-Pilot Lubitz.

Mörderische Fantasien

Piloten, die mit ihrem Flugzeug absichtlich in den Tod stürzen, gibt es mehr, als man denkt. Dass sie dabei wahllos Menschen töten, ist zwar selten, es kommt aber immer wieder vor. Einiges weist darauf hin, dass Germanwings-Co-Pilot Lubitz den Crash von langer Hand geplant hat. *Von Alex Baur*

Skepsis war angezeigt, als der Marseiller Staatsanwalt Brice Robin bloss zwei Tage nach dem Absturz des Flugs 9525 von Germanwings das Unfassbare verkündete: Co-Pilot Andreas Lubitz habe den vollbesetzten Airbus A320 vorsätzlich in die Felswand gesteuert. Untersuchungen von Flugkatastrophen sind extrem komplex und dauern jeweils Jahre. Warum, so fragte man sich, schliesst Robin technisches Versagen so schnell aus? Kam er damit der Flugzeugindustrie und den Airlines entgegen, denen es vor einem Grounding des weitverbreiteten Airbus A320 graute?

Allen Verschwörungstheorien zum Trotz: Selten lag die Ursache einer Flugzeugkatastrophe so klar auf der Hand. Dass der Flug 9525 kontrolliert, also auf geradem Kurs, mit konstanter Geschwindigkeit und Sinkrate in den Berg raste, kann selbst ein Laie aus der Radaraufzeichnung herauslesen. Die vom sogenannten ADS-Transponder an die Flugkontrolle übermittelten

Daten beweisen, dass der Autopilot an jenem fatalen Morgen um 10:30:54 Uhr vom Piloten auf den Todeskurs geschickt wurde.

Kein alternatives Szenario in Sicht

Ein Abgleich mit den Tonaufzeichnungen aus dem Cockpit zeigt: Kaum hatte der Captain seinen Platz verlassen und dem Co-Piloten Lubitz die Kontrolle übergeben, leitete dieser den Sinkflug ein. Hätte es sich um einen Notabstieg gehandelt, hätte er dies der Flugkontrolle sofort melden oder zumindest den Kurs ändern müssen. Aufgrund der aufgezeichneten regelmässigen Atemgeräusche erscheint es unwahrscheinlich, dass Lubitz aus einem unerfindlichen Grund das Bewusstsein verloren hat.

Überhaupt: Wäre Lubitz ohnmächtig gewesen, hätte er den Captain schwerlich mit der Notverriegelung aus dem Cockpit ausschliessen können. Wäre es im Cockpit zu einem Druckabfall gekommen, hätte das sogenannte

blowout panel die Tür automatisch freigegeben. Das verzweifelte Poltern des Captains an die Kabinentür, die Schreie der Passagiere, die Aufrufe des Towers, die Warnsignale der Kontrollsysteme – Lubitz ignorierte einfach alles.

Man kann es drehen und wenden, wie man will: Ein alternatives Szenario ist nicht in Sicht. Damit rückt eine andere Black Box in den Mittelpunkt des Interesses, deren Inhalt kein Ingenieur rekonstruieren kann: Was ist im Kopf des Co-Piloten Lubitz vorgegangen, als er 149 Menschen, die ihm nichts zuleide getan hatten, vorsätzlich mit sich in den Tod riss? Lässt sich ein solcher Massenmord wirklich erklären durch Gebrechen – die Rede ist von Depressionen, Burnout, Überforderung, ja, von einem ominösen Augenleiden.

Die Ermittler informieren in diesem Fall relativ offen über den Stand der Untersuchung. Abgesehen davon, dass sich ein derartiges Verbrechen bei Hunderten von Ermittlern nicht unter

dem Deckel halten lässt – alles andere wäre eine Zumutung gegenüber den Hinterbliebenen, aber auch gegenüber der Öffentlichkeit. Ein Strafprozess, der Klärung bringen könnte, ist nicht zu erwarten: Der mutmassliche Täter ist tot, und Strafverfahren gegen Tote sind in unserem Recht nicht vorgesehen. Eine Klärung ist aber zwingend und dringend, zumal sich die Frage stellt, ob und wie sich eine derartige Katastrophe allenfalls verhindern lässt.

Piloten, die, von Todessehnsucht getrieben, ihr Flugzeug zum Absturz bringen, gibt es mehr, als man denkt. Gemäss einer Untersuchung der amerikanischen Federal Aviation Administration (FAA) haben sich allein in den USA in den letzten drei Jahrzehnten 36 Selbstmörder auf diese Weise aus dem Leben verabschiedet. Das ergibt rund einen Fall pro Jahr, Tendenz leicht sinkend.

Allerdings werden nur eindeutige Fälle von der Statistik erfasst. Viele der über 200 Flugunfälle, die sich in den USA jährlich ereignen, können nie geklärt werden. Und die Suizide lassen sich gemäss FAA auch kaum verhindern. Fliegen ist statistisch gesehen trotzdem viel sicherer als Autofahren. Laut dem jüngsten FAA-Bericht* waren bei mehr als der Hälfte der Suizide Alkohol oder Psychopharmaka mit im Spiel. Die meisten Crashpiloten litten an Beziehungsproblemen oder sonstigen psychischen Störungen.

Gemäss den laufenden Ermittlungen dürfte Letzteres auch auf Lubitz zutreffen. Damit hat es sich aber auch schon mit den Parallelen: Ausser bei einem Kamikazepiloten, der mit seiner Cessna ins Haus seiner Schwiegermutter stürzte, richteten die von der FAA erfassten Selbstmörder ihre Aggression nur gegen sich selber. In den seltenen Fällen, in denen Dritte zu Schaden kamen, hatten diese einen persönlichen Bezug zum Täter. Wenn der passionierte Segelflieger Lubitz nur sich selber hätte töten wollen, hätte er dazu genug Gelegenheiten gehabt. Er gehört in eine andere Kategorie.

Parallelen zu Psychopathen

In der Geschichte der Aviatik finden sich, wenngleich viel seltener, auch dazu Analogien. Ein vieldiskutiertes Beispiel war der Flug 990 von Egypt Air, der 1999 vor der amerikanischen Küste in den Atlantik stürzte (217 Tote). Auch hier wiesen Aufzeichnungen des Voice-Recorder darauf hin, dass der Co-Pilot den Captain aus dem Cockpit aussperrte, bevor er die Maschine zum Absturz brachte. Als Auslöser werden Anschuldigungen wegen angeblicher sexueller Vergehen gegen den Co-Piloten vermutet. Die ägyptischen Behörden akzeptierten den Befund der US-Ermittler allerdings nie, vor allem in der arabischen Welt zirkulieren wilde Verschwörungstheorien.

Ebenso beim Absturz des Flugs 630 von Royal Air Maroc (1994) und demjenigen des Flugs 185 von Silkair (1997) förderten die Ermittler deut-

liche Hinweise auf vorsätzliche grobe Pilotenfehler zutage. Der provozierte Absturz des Flugs 470 von Mozambique Airlines im Jahr 2013 weist wiederum eine frappante Ähnlichkeit mit den Fällen Egypt Air und Germanwings auf: Auch hier sperrte der Co-Pilot den Captain aus dem Cockpit aus, bevor er den Crash einleitete. Und beim ominösen Flug 370 der Malaysia Airlines, der vor einem Jahr mit 239 Insassen spurlos im Indischen Ozean verschwand, lastet zumindest ein schwerer Verdacht auf den Piloten.

Gemeinsam ist all diesen Fällen, dass die Motive der Sturzpiloten im Dunkeln liegen. Es gibt weder Bekennerschreiben noch Abschiedsbriefe, höchstens Schulden, Streit mit Vorgesetzten oder Partnern. Andreas Lubitz litt offenbar seit vielen Jahren an psychischen Problemen, die er verharmloste. Offenbar hatte er Angst davor, seine Fliegerlizenz zu verlieren. Doch damit lässt sich kein Massenmord erklären.

Sofort wurden Forderungen nach strengeren Eignungstests und einer Lockerung des Arztgeheimnisses laut. Bei vielen Airlines darf ein Pilot neuerdings nicht mehr unbegleitet im Cockpit sitzen. Die Massnahmen sind zweischneidig. Mehr Kontrolle bedeutet nicht automatisch mehr Sicherheit, wie gerade der aktuelle Fall zeigt: Der nach 9/11 eingeführte Sicherheitsmechanismus an der Tür machte es dem Co-Piloten Lubitz erst möglich, sich im Cockpit einzubunkern.

Je schlimmer ein Verbrechen, desto grösser die Bereitschaft, den Täter zu entlasten.

Airlines sind keine Irrenhäuser, ein Generalverdacht gegen die Piloten kann schnell das Arbeitsklima vergiften und mehr Schaden als nützen. Es erscheint zudem fraglich, ob sich ein gefährdeter Pilot dem Arzt noch anvertraut, wenn er weiss, dass die Informationen direkt und ungefiltert an seinen Arbeitgeber weitergeleitet werden. Es darf auch bezweifelt werden, ob eine Hostess einen zu allem entschlossenen Crashpiloten wirklich von seinem mörderischen Plan abhalten kann. Wenn Piloten nicht mehr zur Toilette gehen, obwohl sie dringend müssten, führt das womöglich eher zu weniger als zu mehr Sicherheit.

Das Bedürfnis nach Klärung ist gross. Doch je schlimmer ein Verbrechen, so scheint es, desto grösser die Bereitschaft, den Täter zu entlasten. Schon wird über alle möglichen Krankheiten und über die angeblich unmenschlich harten Arbeitsbedingungen von Piloten diskutiert. Konnte der von tiefer Not gepeinigte 27-Jährige einfach nicht anders, als ein Massaker anzurichten? Die Vorstellung ist so absurd wie sie klingt.

Hält man sich den äusserlichen Ablauf und das Resultat vor Augen, gemahnt Lubitz eher

an einen Täter vom Schlage eines Friedrich Leibacher, der eines Morgens ohne jede Vorwarnung das Parlament von Zug stürmte, um mit einem Sturmgewehr wahllos Menschen zu erschliessen. Leibacher inszenierte sich als Opfer von angeblicher Behördenwillkür. Wie Recherchen zeigten («Abgrundtief böse», *Weltwoche* Nr. 3/03), trug Leibacher die Mordfantasien in Wirklichkeit längst mit sich herum, bevor er den grotesken Streit mit den Zuger Behörden mutwillig vom Zaun brach. Leibacher hatte das Massaker sogar lange zuvor angekündigt; nur verstanden die Adressaten den Sinn seiner mehrdeutigen Prophezeiungen erst, nachdem er das zuvor Unvorstellbare vollbracht hatte.

Meister der Anpassung und der Täuschung

Gewiss, für eine abschliessende Analyse ist es noch zu früh. Doch bei allem Mitgefühl für die Angehörigen von Lubitz: Man muss die Variante des Psychopathen, der eine über Jahre klammheimlich in seiner kümmerlichen Seele herangediehene mörderische Fantasie in die Tat umsetzt, in Betracht ziehen. Viele Indizien weisen in diese Richtung. Dazu gehört auch das Geschick, mit dem Lubitz seine angeblich psychosomatischen Probleme versteckte. Diese Leiden müssen nicht unbedingt die Ursache von zwanghaften Mordfantasien sein – sie können auch eine Folge davon sein. Die Kaltblütigkeit, mit der er die Maschine in den Berg hineinsteuerte, und sein ruhiger Atem zeugen von einer gewaltigen kriminellen Energie.

Dass Freunde und Bekannte Lubitz als freundlichen und umgänglichen Menschen beschreiben, widerspricht dem Profil eines Psychopathen keineswegs. Solche sind vielmehr Meister der Anpassung und der Täuschung. Sofern man der *Bild*-Zeitung glauben darf, soll Lubitz gegenüber einer Ex-Partnerin angekündigt haben, dass er «eines Tages etwas tun werde», was «das ganze System verändern wird, und alle werden dann meinen Namen kennen und in Erinnerung behalten». Nach ihren Worten hatte er ein doppeltes Gesicht: Auf der einen Seite sei er «sehr weich» gewesen, habe aber auch plötzlich ausrasten können.

Das Gemeine an der Sache ist, dass gefährliche Psychopathen ihre zwanghaften und mörderischen Fantasien nicht nur vor anderen verstecken, sie verdrängen diese bisweilen auch aus der eigenen Wahrnehmung. Deshalb offenbaren sie kaum je ihre abgründigen Motive. Kommt dazu, dass die Merkmale, die sie auszeichnen, auch bei ganz harmlosen und normalen Menschen zu finden sind. Es ist deshalb ungemein schwierig, solche Massenmörder frühzeitig zu erkennen. Immerhin sind sie selten. Die Erkenntnis aus dem Flug 9525 könnte demnach auch sein: Wir müssen damit leben, dass sich gewisse Katastrophen schlicht nicht vermeiden lassen.

* «Aircraft-Assisted Pilot Suicides in the United States, 2003–2012»

Die Methoden des Neurochirurgen D.

Am See-Spital in Horgen führt ein Arzt regelmässig fragwürdige Schmerzbehandlungen zu hohen Kosten durch. Die Spitalleitung ist seit Jahren über die mutmasslichen Missstände im Bild, unternimmt aber nichts. Berappen müssen die Rechnungen die Prämienzahler. *Von Alex Reichmuth*

Louis Guambo* bekam 2010 am See-Spital in Horgen ZH einen Neurostimulator eingesetzt, von Schmerzspezialist und Neurochirurg D. Das ist ein kleines Gerät, das über zwei Kabel elektrische Impulse in das Rückenmark überträgt. Die schwachen Stromstösse können Patienten mit chronischen Rückenschmerzen helfen. Sie übertönen sozusagen die Schmerzsignale im Nervensystem. Allerdings gilt der Neurostimulator, der unter die Haut implantiert wird, in der Medizin als Ultima Ratio: Er wird nur verwendet, wenn es keine erkennbare Ursache der Schmerzen gibt und alle anderen Versuche zur Linderung wie Physiotherapien, Medikamentenkuren oder Operationen gescheitert sind. Der zurückhaltende Einsatz kommt den Prämienzahlern zugute, denn das Gerät alleine kostet etwa 35 000 Franken.

Patient Guambo, der aus Ruanda stammt, war einige Jahre zuvor wegen eines Bandscheibenvorfalles operiert worden. Später waren die Schmerzen aber teilweise wieder zurückgekehrt. Arzt D. habe ihm die Implantation des Neurostimulators sehr empfohlen, sagt Guambo. Die Hoffnung auf Besserung zerschlug sich aber rasch. Nur wenige Wochen nach der Implantation seien die Schmerzen wieder voll da gewesen. Es folgten lange Abklärungen, warum der Neurostimulator nicht half – ohne Resultat. Schliesslich wurde das Gerät herausoperiert. «Ich habe viel gelitten wegen der nutzlosen Implantation», so Guambo.

Widerspruch im Operationsbericht

Hatte der Patient einfach Pech? Wohl kaum. Wie Recherchen zeigen, war es keine Überraschung, dass das teure Gerät nichts nützte. Bildaufnahmen, die bereits vor der Implantation entstanden sind, zeigen in Guambos Wirbelsäule klare Auffälligkeiten, die mutmasslich die Schmerzen verursacht haben. Zwei von der *Weltwoche* angefragte Orthopäden bestätigen, dass die medizinischen Befunde im Fall Guambo eindeutig gegen den Einsatz eines Neurostimulators sprechen. Ein erfahrener Schmerzspezialist, der den Fall zur Prüfung vorgelegt bekam, weist zudem darauf hin, dass Guambo den Genozid in Ruanda miterlebte, so dass man auch psychosomatische Ursachen der Schmerzen annehmen musste. Die Implantation des Geräts sei nur schon deshalb «kontraindiziert». Alle diese Fakten, die eigentlich gegen den Neurostimulator sprachen, waren Arzt D. bekannt, wie ein Bericht des See-Spitals zeigt. Er setzte das Gerät dennoch ein.

Irritierend an diesem Fall ist aber vor allem, dass Louis Guambo klar festhält, D. habe ihm das Gerät ohne vorangehende Testphase eingesetzt. Eine Testphase von einigen Tagen, in der ein provisorischer Stimulator ausserhalb des Körpers angebracht wird, ist jedoch Pflicht – um abschätzen zu können, ob die aufs Rückenmark geleiteten Stromimpulse wirklich helfen. Seltsamerweise steht im Operationsbericht von Arzt D. das Gegenteil: «Während der Testphase entwickelte der Patient eine Schmerzreduktion von zirka 70 Prozent, und er ist mit dem Verlauf sehr zufrieden.» Guambo verlangte aufgrund dieses Widerspruchs vom Spital, seine Krankengeschichte und Belege dafür zu sehen, dass die Testphase stattgefunden hat. Ausgehändigt bekam er aber nur wenige Dokumente, die keine der gesuchten Informationen enthalten. Gegenüber der *Weltwoche* betont das See-Spital zwar, beim Einsatz des Neurostimulators sei alles korrekt abgelaufen. Medizinische Belege, dass die Testphase tatsächlich zur Durchführung gekommen ist, liefert es aber wiederum nicht – trotz Vollmacht des Patienten.

Guambos Erlebnisse erinnern stark an diejenigen von Beat Grieder*, der letztes Jahr ebenfalls am See-Spital wegen heftiger Rückenschmerzen behandelt worden ist, ebenfalls von Arzt D. Die *Weltwoche* berichtete über den

Fall («Dubiose Spritzen», Nr. 10/15). Grieder wurde fast dreissig Mal für eine Injektion von Ozon in den Rücken aufgeboten. D. habe ihm diese Therapie als vielversprechend angepriesen, sagt Grieder. «Er meinte, damit könne eventuell die Versteifung von Wirbeln verhindert werden.» Der Nutzen war am Ende allerdings null, und Grieder musste schliesslich doch operiert werden. Er vertraute sich dabei dann aber einem anderen Spital an.

Dokumentationspflicht verletzt

Auch hier war es keine Überraschung, dass die von Arzt D. angepriesene Methode versagte. Denn Ozontherapien gelten als wissenschaftlich ungesicherte Methode. Sie sind deshalb nicht kassenpflichtig. Wie Grieder nach Abschluss der Therapie feststellte, hatte D. seiner Krankenkasse aber dennoch rund 10 000 Franken in Rechnung gestellt – angeblich für eine Schmerzbehandlung, die gleichzeitig mit den Ozoninjektionen stattgefunden haben soll. Grieder sagt jedoch, dass er nie über eine solche Schmerztherapie aufgeklärt worden sei. Er ist überzeugt, dass D. gegenüber der Krankenkasse missbräuchlich abgerechnet hat. Beat Grieder verlangte vom Spital ebenfalls die Aushändigung seiner Krankengeschichte. Er stellte fest, dass in dieser Krankengeschichte zu den fast dreissig Konsultationen, die er bei Arzt D. hatte, kein einziges Wort festgehalten ist. D. hat damit seine Dokumentationspflicht krass verletzt. Da er als erfahrener gilt, muss man von einer absichtlichen Unterlassung ausgehen.

Die beiden Vorkommnisse lassen Zweifel an den Arbeits- und Abrechnungsmethoden von D. aufkommen. Es scheint sich zudem nicht um Einzelfälle zu handeln. Der *Weltwoche* liegt ein Brief eines Arztes an die Ärztegesellschaft Zürich vor, in dem er sich über D. beklagt – unter anderem darum, weil dieser keine Unterlagen zur Behandlung einer Patientin habe aushändigen können. In einem anderen Brief beschwert sich eine Patientin über dreissig von D. durchgeführte «Kurzarkosen», die wirkungslos in Bezug auf ihre Rückenschmerzen geblieben seien. Die «sehr hohen Rechnungen», die D. ausgestellt habe, hätten ihr aber Betreibungen eingebracht – weil sich die Krankenkasse geweigert habe, zu bezahlen.

Die *Weltwoche* hat weiter Kenntnis von einem Patienten mit Rückenproblemen, der von D. mit Ozon behandelt wurde. Auch in diesem Fall stellte D. der Krankenkasse mehrere tausend Franken in Rechnung für eine



«Persönlich motiviert»: See-Spital in Horgen.



Schwache Stromstösse übertönen die Schmerzsignale im Nervensystem: Neurostimulator.

Schmerzbehandlung. Fachärzte äussern grosse Zweifel am medizinischen Sinn dieser Behandlung, soweit sie sich aus den Abrechnungen rekonstruieren lässt. In einem anderen Fall erwähnt ein Arzt in einem Brief, dass D. einem Patienten mit einem eingengten Wirbelkanal die Implantation eines Neurostimulators empfohlen habe. Eine solche Einengung ist aber meist durch eine kurze Operation behebbar.

Das Ärztekollegium warnte

Wie zuverlässige Quellen berichten, soll D. seit Jahren systematisch Schmerzbehandlungen durchführen, die möglichst viel Umsatz bringen – ungeachtet dessen, ob sie medizinisch angezeigt sind. Es handle sich oft um Serien von Injektionen oder den Einsatz von Neurostimulatoren. Auch soll es in der Deutschschweiz keinen Arzt geben, der seinen Patienten so oft Neurostimulatoren einsetze wie D. Allfällige überhöhte Behandlungskosten müssen letztlich von den Prämienzahlern beappt werden.

Die Spitalleitung ist seit Jahren über die Methoden von D. informiert. Dennoch scheint sie den Schmerzarzt nach wie vor zu decken. Die *Weltwoche* hatte Kontakt zu vier Ärzten, die 2011 und 2012 Mitglieder des Ärztekollegiums

am Standort Kilchberg des See-Spitals waren. Es handelt sich um das ehemalige Spital Sanitas, das Anfang 2011 mit dem See-Spital Horgen fusionierte. Das Ärztekollegium ist die Vertretung der Belegärzte am Spital. Die vier Ärzte bestätigen, dass das Ärztekollegium wegen beunruhigender Informationen über Schmerzarzt D. in den Jahren 2011 und 2012

Fachärzte äussern grosse Zweifel am medizinischen Sinn dieser Behandlung.

mehrfach über diesen diskutierte – im Beisein der Spitalleitung. Dabei habe das Ärztekollegium der Spitalleitung dringend empfohlen, die Anstellung von D. in Horgen zu überprüfen. Die Spitalleitung habe die Probleme aber heruntergespielt und versichert, man habe D. «unter Kontrolle und im Griff».

«Er ist für das Spital ein Goldesel»

Das See-Spital bestreitet die Vorwürfe. «In keinem Fall wurden medizinisch zweifelhaft Schmerztherapien in Rechnung gestellt», schreibt es in einer Stellungnahme, die mit D. abgesprochen wurde. Der Einsatz von Neurostimulatoren sei «häufig ein grosser Erfolg

für viele seit langem von Schmerz geplagte Patientinnen und Patienten». Es sei aber festgestellt worden, dass «in einzelnen Fällen» Patientendokumentationen fehlten, so das See-Spital. Man habe den «Mangel» erkannt und dafür gesorgt, dass künftig «lückenlos» dokumentiert werde. Ansonsten gehe es bei den Vorwürfen gegen D. aber um die «Fehde» zwischen zwei Belegärzten. Insofern seien die Vorwürfe «persönlich motiviert». Derjenige Arzt, der an der Fehde gegen D. beteiligt sein soll, widerspricht dieser Darstellung des Spitals auf Anfrage entschieden.

Auffällig ist, dass die Spitalleitung im Herbst 2011, als sie mit Sicherheit über die fraglichen Methoden von D. informiert war, in der hauseigenen Zeitschrift dennoch für ihre Schmerzbehandlungen am Standort Horgen warb. Jene Ausgabe der Zeitschrift enthält sogar ein grosses Bild von D. Auf diesem Bild hält er einen Neurostimulator in den Händen. Ein ehemaliges Mitglied des Ärztekollegiums ist nicht überrascht. «D. ist für das Spital ein Goldesel.» Wenn der umstrittene Arzt viel Umsatz mache, fülle dies nicht nur seine eigene Tasche, sondern auch die des Spitals.

*Name geändert

Justitia liebt die Frauen

Justizwillkür am Genfersee oder der unglaubliche Scheidungsprozess des Juristen John R.: Im Unterhaltsrecht ist die Gleichberechtigung der Geschlechter ein frommer Wunsch. Hier zahlt der Mann wie eh und je. Die Politik hat kapituliert und verschlimmert das Problem. *Von Florian Schwab und Catherine Leutenegger (Bild)*

Als John R. vor fast zwanzig Jahren in die Schweiz kam, hatte er eine durch und durch positive Vorstellung von Land und Leuten. Der Jurist mit erstklassigen Diplomen gehört zu jener Gruppe von Zuwanderern, die Werte schaffen. Seine Spezialisierung: internationales Steuerrecht. In den letzten fünf Jahren ist das Leben des Familienvaters ins Wanken geraten – und mit ihm sein Bild des Landes. Schuld daran ist die Schweizer Justiz. Genauer: die in Fachkreisen vielbeklagte Zufälligkeit bei gerichtlichen Entscheidungen über den Unterhalt bei der Scheidung.

Gerichte haben einen weiten Ermessensspielraum bei der Festlegung der Unterhaltszahlungen. Der ehemalige St. Galler Kantonsrichter Rolf Vetterli (SP), der sich zwanzig Jahre lang mit dem Familienrecht befasste, weist darauf hin, dass grundsätzlich bei hohem Einkommen mit regelmässigen finanziellen Rücklagen der letzte eheliche Lebensstandard die Obergrenze des Ehegattenunterhalts bildet. Mehr als eine vernünftige Fortsetzung der bisherigen Lebensweise könne der unterhaltene Partner nicht verlangen, sonst würde er ja von der Trennung profitieren. Daher hat das Bundesgericht entschieden, dass der Lebensstandard vor der Trennung die obere Grenze der Unterhaltspflicht markiert.

Ein eher bescheidenes Leben

Im Fall von John R. hat sich die Schweizer Justiz wohl über diesen Grundsatz hinweggesetzt. Wir treffen R. an einem der ersten Frühlingstage des Jahres. Der Unternehmenssitz seines Arbeitgebers liegt malerisch am Genfersee. In dem Glasbau herrscht ein geschäftiges Treiben: Erfolgsmenschen eilen von einem Meeting zum nächsten.

John R. ist ein grossgewachsener, athletisch-nordischer Typ mit kahlgeschorenem Kopf und einem Händedruck, der Verbindlichkeit markiert. Der Arbeitsplatz des Firmenjuristen kontrastiert merklich mit dem Repräsentationsbereich: ein relativ kleines Büro mit ziemlich schmucklosem Mobiliar. Wir sitzen in einer Art Mönchsklausur der privatwirtschaftlichen Profitmaximierung. Einen persönlichen Geist atmen hier lediglich die Kinderzeichnungen an der Wand; Motivationsquellen an langen Arbeitstagen, während zeitversetzter Geschäften rund um den Globus. Zeugnisse aus einer Zeit, als John R.s Welt noch in Ordnung war.

Sein Vater, erzählt er, war ein einfacher Arbeiter in den Niederlanden, der eine achtköpfige Familie ernährte. Das Universitätsstudium musste

John R. sich selbst verdienen. Kindheit und Jugend prägen auch den Umgang mit Geld: Trotz gutem Einkommen lebte John R. mit seiner Familie eher bescheiden. Von seinem jährlichen Einkommen samt Bonus zahlte er jeweils rund ein Viertel (oder 120 000 Franken) freiwillig in die Pensionskasse ein. Nach den hohen Steuern von gegen 200 000 Franken im Jahr blieb dann nur noch wenig Spielraum für konsumgetriebene Ausschweifungen. Seit Dezember 1998 ist der heute 54-jährige Niederländer mit seiner Ehefrau Jessica W. verheiratet. Sie stammt aus einer wohlhabenden Familie in Guatemala, lebt seit 1989 in der Schweiz und hat durch eine frühere Ehe die schweizerische Staatsbürgerschaft erworben. Bei der Hochzeit vereinbarte das Paar Gütertrennung. Aus der Ehe sind zwei Kinder hervorgegangen, heute zehn und fünfzehn Jahre alt. Doch Ende 2009 will Jessica W. plötzlich die Trennung. Sie hat sich in einen anderen Mann verliebt. Es beginnt ein langwieriges juristisches Tauziehen. Doch der Reihe nach.

Februar 2010: Verträge sind bindend — John R. willigt in das Getrenntleben ein. Der Anwalt seiner Frau, bezahlt von John, entwirft eine sogenannte Eheschutzvereinbarung – einen Vertrag, der die wichtigsten Modalitäten der Trennung regelt: Jessica W. soll das Sorgerecht für die beiden Kinder behalten. John R. bezahlt seiner Familie monatlich Alimente in der Höhe von 10 000 Franken. Das ist mehr als die Haushaltsausgaben des Ehepaars vor der Trennung. Darüber hinaus darf Jessica W. bis Ende August in dem kürzlich erstandenen Haus wohnen bleiben. John R. zieht aus.

Ein gegenseitiger Vertrag mit diesem Inhalt, unterschrieben von Jessica W. und John R., geht am 18. Februar 2010 an das Zivilgericht in Châtel-St-Denis. Der zuständige Richter antwortet, er sei «mit der getroffenen Vereinbarung äusserst zufrieden», und lädt das Ehepaar für den 11. Mai 2010 zu einer Anhörung ein. «Eine reine Formalität», denkt John R.

Mai 2010: April, April! — Wenige Tage vor der Gerichtsverhandlung widerruft seine Ehefrau die Trennungskonvention. Sie verlangt mehr Geld: 15 000 Franken im Monat. Zuzüglich Unterbringungskosten. Begründung: Nur so könne sie auch nach dem von John R. beabsichtigten Verkauf des Hauses wieder ähnlich grosszügig wohnen. Immerhin, in der mündlichen Verhandlung anerkennt Jessica W. laut Gerichtsakten: «Die Eheschutzvereinbarung ent-

sprach mehr oder weniger meinem Willen zum damaligen Zeitpunkt.» John R. ist perplex: Das Bauernhaus mit Umschwung hat er erst wenige Monate vor dem überraschenden Trennungswunsch seiner Frau gekauft, da sie auf ein grösseres Anwesen gedrängt hatte. Ansonsten lebte das Ehepaar, gemessen an Johns Einkommen, bescheiden.

An dieser Stelle greifen wir zeitlich vor. Die finanziellen Lebensverhältnisse der Familie sollte im Herbst 2014, im eigentlichen Scheidungsprozess, ein Gutachten ausleuchten, das ein anderes Gericht auf Initiative des Ehemanns in Auftrag gibt. Die Frage: Wie hoch waren die für den Lebensstandard relevanten monatlichen Ausgaben der Familie vor der Trennung? Wir erinnern uns: Dies markiert gemäss höchstrichterlicher Praxis die Grenze der Unterhaltspflicht. Das Ergebnis des Gutachters: «Der monatliche Beitrag [den John R. seiner Frau für eine Fortsetzung des Lebensstandards des Jahres 2009 zahlen müsste] beträgt 4755,50 Franken» – zuzüglich des unabhängig davon geschuldeten Kindesunterhalts ergäbe dies rund 8000 Franken im Monat.

Juni 2010: Aus 10 000 mach 13 500 Franken — Das Gericht in Châtel-St-Denis verfügt am 22. Juni, dass Jessica W. noch ein volles weiteres Jahr in dem Haus wohnen darf. Zudem muss John R. monatlich 13 500 Franken bezahlen. Trotz der Verschlechterung gegenüber der ursprünglichen Vereinbarung akzeptiert er das Urteil. Sie hingegen legt Rekurs beim Kantonsgericht ein – und versäumt es, die Gerichtsgebühr von 750 Franken rechtzeitig zu bezahlen, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt 13 500 Franken von ihrem Ehemann erhält. Trotzdem lässt das Kantonsgericht Freiburg den Rekurs zu.

Weder das Gericht in Châtel-St-Denis noch das Kantonsgericht überprüfen die Behauptung von Jessica W., wonach das Ehepaar vor der Trennung auf grossem Fuss gelebt habe. John R.s Anwalt dagegen liefert Zahlen: Sein Mandant habe in den fünf Jahren vor der Trennung jährlich ein Viertel seines Lohnes freiwillig in die Pensionskasse eingezahlt. Das gesparte Geld habe nicht für den Lebensstandard zur Verfügung gestanden. John R. legt dar, dass seine einzige Einkommensquelle der monatliche Gehaltscheck sei – eine Aussage, die von Jessica W. nicht bestritten wird.

März 2012: Aus 13 500 mach 16 500 Franken — Den drei Freiburger Richtern legt John R.

» Fortsetzung auf Seite 44



Zahlen, zahlen, zahlen: Familienvater R.

auch seine Bankauszüge vor, die in der Zeit des gemeinsamen Familienlebens einen Dauerauftrag von 3000 Franken auf das Konto von Jessica W. zeigen, für das Haushaltsbudget. Doch die Justiz ignoriert die vorgelegten Beweise. Das Kantonsgericht in Freiburg verlängert das Wohnrecht der Ehefrau um ein weiteres Jahr, bis Ende August 2012, und erhöht die Alimente auf 16 500 Franken (inklusive Wohnkosten). Die Pensionskasseneinlagen zieht das Gericht nicht vom verfügbaren Einkommen ab: Es sei nicht bewiesen, dass diese aus seiner Erwerbstätigkeit stammten. Waren sich die Parteien nicht einig, dass John R.s einzige Einkommensquelle die Erwerbsarbeit ist?

John R. ist entsetzt. Er legt Berufung vor dem Bundesgericht ein. Doch dieses, unter dem Vorsitz einer ehemaligen Freiburger Kantonsrichterin, schmettert die Eingabe ab. John R. habe die Berechnungsmethode der Alimente nie «grundsätzlich» in Zweifel gezogen. Zudem habe er versäumt, zu belegen, dass die freiwilligen Einzahlungen in seine Pensionskasse tatsächlich aus dem Einkommen finanziert worden seien. Für die Ehefrau legen die höchsten Richter dagegen unendliches Verständnis an den Tag. Die verpasste Zahlung der Gerichtsgebühr, nach gängiger Rechtspraxis ein Vorgang, der ohne weiteres zum Abbruch des Verfahrens führt, bleibt folgenlos. John R. zahlt und hofft, dass er wie versprochen das Haus im August 2012 verkaufen kann. Doch Jessica W. kooperiert nicht. Sie unternimmt alles Mögliche, um den Hausverkauf zu verzögern: Sie streicht die Wände farbig an und funktioniert den 6000 Quadratmeter grossen Garten in einen Abenteuerpark für Quads um.

Januar 2013: Aus 16 500 mach 21 000 Franken — Also beschliesst John R. zu kämpfen. Er beauftragt seinen Anwalt, die Festlegung der Alimente mit einer sogenannten vorsorglichen Massnahme zu korrigieren. John R. kann zeigen, dass sich die Richter im vorigen Verfahren geirrt haben und seine monatliche Steuerlast nach der Trennung tatsächlich rund 12 000 Franken beträgt – und nicht, wie das Gericht per Internetrecherche geschätzt hatte, bloss 5600 Franken. Das Gericht gibt John R. zwar in diesem Punkt recht, passt das ursprüngliche Trennungsurteil aber trotzdem nochmals zu R.s Ungunsten an: Neu muss er 11 000 Franken pro Monat plus fünfzig Prozent seiner variablen Lohnbestandteile an seine Frau abliefern (vor Steuern, versteht sich). Das ergibt rund 21 000 Franken im Monat.

Seine Ehefrau macht das Geschäft ihres Lebens. Sie erhält nicht nur unangemessen grosszügige Alimente, sondern profitiert mit jedem Tag der andauernden Ehe von dem wachsenden Vermögen in John R.s zweiter Säule – trotz Gütertrennung hat sie Anspruch auf die Hälfte der millionenschweren Pensionskasse. John R. möchte sich dem Albtraum entziehen. Nach 32-monatiger Trennung, also im Oktober

2012, reicht er einseitig die Scheidung ein. Doch die Justiz hat keine Eile. Eine erste Anhörung wird innert sechs Monaten angesetzt. Danach ziehen sich die Schriftwechsel hin. Das zeitliche Ende: unabsehbar.

Herbst 2014: Falsche Angaben der Frau — Der Scheidungsprozess wäre eine grosse Chance für John, denn hier werden die Alimente für den nahehelichen Unterhalt neu bestimmt. Neben dem erwähnten Gutachten des Wirtschaftsprüfers kommen im Herbst 2014 weitere Details zum Vorschein: Während Jessica W. bislang vor keinem Gericht ihre Behauptungen unterfüttern musste, will der Scheidungsrichter endlich Zahlen sehen. Den Gerichtsunterlagen entnehmen wir, dass Jessica nach der Trennung einem erwachsenen Kind aus erster Ehe rund 30 000 Franken überwiesen hat. Zudem fährt sie seit kurzem einen neuen BMW im Wert von 76 950 Franken, dessen monatliches Leasing

Für die Ehefrau legen die höchsten Richter unendliches Verständnis an den Tag.

1235 Franken verschlingt. Weiter zeigen die Dokumente, dass Jessica W. vor anderen Instanzen falsche Angaben gemacht hat. So hat sie ihre monatlichen Mietkosten nach dem Umzug mit 3300 Franken angegeben. In Tat und Wahrheit zahlte sie nur 1950 Franken Miete. Bei den Angaben zu ihren Steuern übertrieb sie sogar um das Dreifache. Diese Zahlen bilden die Grundlage früherer Gerichtsentscheidungen.

Neben Jessica W. wittert auch deren Anwalt in John R. eine zuverlässig sprudelnde menschliche Geldquelle. Wiederholt versucht er John R. zu zwingen, anstelle von Jessica W. sein Honorar zu zahlen. Er verzögert die Scheidung mit der Behauptung, er könne in der Sache nicht aktiv werden, solange seine Mandantin (oder John R.) seine offenen Honorare in der Höhe von 70 000 Franken nicht begleiche. Dieser Zahlungsverzug erweist sich aber nur im Scheidungsverfahren als Hindernis. In einer anderen Sache legt sich der Advokat ins Zeug. So setzt er sich gerichtlich für die Sicherstellung von 50 Prozent des Bonus für das Jahr 2014 direkt beim Arbeitgeber von R. ein.

Halten wir fest: Ein gutverdienender, aber sparsamer Familienvater wird durch die Rechtsprechung der Schweizer Gerichte gezwungen, seiner Noch-Ehefrau während mehr als fünf Jahren einen mehr als dreimal so hohen Lebensstandard wie vor der Trennung zu finanzieren. Sie erhält doppelt so viel, wie die Eheleute schriftlich untereinander vereinbart haben. Die Abkehr von einem mit juristischer Beratung unterschriebenen Vertrag durch die Frau hat keinerlei Konsequenzen. Sie muss ihre Vorbringungen vor Gericht nicht belegen, während die

Richter ihm mit dem grösstmöglichen Misstrauen begegnen und seine Unterlagen ignorieren. Dem Ehemann werden in formalistischer Manier Stricke gedreht, während bei der Frau sogar das juristische Harakiri einer nicht bezahlten Gerichtsgebühr folgenlos bleibt.

Laut dem Basler Nationalrat Sebastian Frehner (SVP) ist die Geschichte kein Einzelfall. Als er vor drei Jahren ein Postulat einreichte, um die Unterhaltspflicht männerfreundlicher zu gestalten, erhielt er «Hunderte» zustimmende E-Mails. Für den Juristen Frehner ist klar: Das derzeitige Unterhaltsrecht stammt aus der Zeit, als der besondere Schutz der Frau Sinn ergab. Es ging darum, zu verhindern, dass Frauen nach langer Ehe für eine Jüngere sitzengelassen wurden und mittellos dastanden. Doch mittlerweile habe es sich in das Gegenteil verkehrt – eine Waffe der Frau.

Zur Überraschung Frehners erkannte auch der Bundesrat Handlungsbedarf und empfahl Ende 2013 die Annahme des Postulats. Seither schmort es in der Schublade. Anstatt die Missstände zu beseitigen, hat das Parlament in der letzten Session mit grosser Mehrheit gar eine weitere Ausdehnung der Unterhaltspflicht beschlossen. In Zukunft soll der Elternteil mit dem Sorgerecht dem anderen Elternteil nebst dem unstrittigen Kindesunterhalt auch noch die «Dienstleistung» der Kinderbetreuung in Rechnung stellen dürfen, selbst wenn die Eltern nicht verheiratet waren. Sobald es um eine Trennung oder Scheidung geht, wollen Politik und Justiz von der Emanzipation der Frau oder Gleichberechtigung offenbar nichts mehr wissen. Für sie ist klar: Der Mann, zumal der gutverdienende, muss zahlen. Gütertrennung hin oder her. Belegbare Tatsachen hin oder her.

Als «sehr verschwommen» bezeichnet auch alt Kantonsrichter Vetterli die Regelung des Scheidungsunterhalts. Der Gesetzgeber, also das Parlament, habe «kapituliert» und die ganze Verantwortung der Justiz «zugeschoben», die nun von Fall zu Fall nach freiem Ermessen entscheide. Das Unterhaltsrecht, schrieb er in einem Aufsatz, sei «eine Art Kaleidoskop, das je nachdem, wie man es dreht, immer wieder neue Bilder erzeugt». Bereits früher hatte Vetterli die Festsetzung des Unterhalts als «Lotterie» bezeichnet.

April 2015: Vor dem Strafrichter — John R. hat diese Lotterie bislang verloren. Nun klagt er vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte gegen die Schweiz. Wegen Verweigerung eines fairen rechtsstaatlichen Verfahrens und wegen Justizwillkür. Am 2. April muss er vor dem Strafrichter erscheinen, weil er sich den masslosen Forderungen seiner Noch-Ehefrau und ihres Anwalts widersetzt. Der Finanzjurist könnte das Gericht als Krimineller verlassen. Sein Rendezvous mit der helvetischen Justitia hat aus ihm die Hauptperson in einem kafkaesken Drama gemacht. Fortsetzung folgt. ○



Staatsgläubiges Grundrauschen: Hauptsitz von Radio und Fernsehen SRF in Zürich.

Koalition der Nutzniesser

Ein Mix aus Linken, CVP und Sprachminderheiten schafft seit Jahr und Tag die politische Basis für eine wettbewerbsverzerrende, übermächtige SRG. So kann sie mit Zwangsgebühren ohne unternehmerisches Risiko Wettbewerbsvorteile ausnützen, was sie zu allen Zeiten aggressiv getan hat (Teil 2/2). *Von Karl Lüönd*

Stichwort Medienpolitik: Die Dauer- und Power-Lobby der SRG funktioniert auf Bundesebene seit Jahr und Tag tadellos. Immer wenn es um medienpolitische Fragen oder um neue Zumutungen der SRG geht, zeigt sich in den eidgenössischen Räten das gleiche Bild. Die komfortable Mehrheit liegt bei der grossen Koalition der Nutzniesser: SP und Linke mit ihrer starken Verankerung beim Personal üben die Luft- hoheit über den Programmen aus. Dazu gesellen sich die Sprachminderheiten plus die mehrheitlich aus der CVP stammenden Vertreter der Randregionen. Für sie besteht Medienpolitik vor allem in der regionalen Senderversorgung und in einem Finanzausgleich, der die SRG-Niederlassungen im Tessin und in Graubünden inzwischen unter die grössten Arbeitgeber in ihren Regionen gebracht hat.

Die bürgerlichen Mitteparteien, von denen man eigentlich freiheitliche Positionen erwar-

ten könnte, bringen mit wenigen Ausnahmen nicht den Mut auf, sich die Gegnerschaft der mächtigen SRG zuzuziehen. Auch bürgerliche Politiker wollen wiedergewählt werden. Und ohne die manchmal launisch verteilte Gunst der Auftrittsmöglichkeiten in Fernsehen und Radio wird nichts daraus! Es fällt schwer, hier nicht von Beziehungskorruption zu sprechen.

So kommen immer wieder parlamentarische Mehrheiten zustande, welche die ordnungspolitisch fragwürdigen Wettbewerbsvorteile der SRG sichern, neuerdings vor allem den Plan einer von der tatsächlichen Marktleistung und Nutzung unabhängigen Zwangsfinanzierung mit einer Radio- und Fernsehsteuer.

Unbequeme haben es schwer

Stichwort Programmpolitik: Beim Programmpersonal dominiert ein grundsätzlich staatsgläubiges Grundrauschen, was unter den

herrschenden Verhältnissen zum schon oft beschriebenen halblinken Meinungseinerlei führt. Schnell lernen die Programmschaffenden auf allen Stufen – weniger durch Befehle als aus vorauseilendem Gehorsam – wenn nicht sich zu ducken, so doch sich mit den politischen Geweihtägern zu arrangieren. Gerade bei der Wahl des amtierenden SRG-Generaldirektors Roger de Weck hat sich deutlich genug gezeigt, dass der damalige Bundesrat Moritz Leuenberger den Personalentscheid beeinflusste, obwohl seit der letzten Revision des Radio- und Fernsehgesetzes (RTVG) der Bundesrat zur Wahl des SRG-Generaldirektors nichts mehr zu sagen hat. In der Antwort auf eine Frage von Nationalrätin Natalie Rickli gab der Bundesrat zu, dass Medienminister Leuenberger «Fragen des SRG-Verwaltungsratspräsidenten über das Anforderungsprofil beantwortet» und auch

gegenüber den Bundesvertretern im Verwaltungsrat der SRG, der Wahlbehörde, «diese Kriterien genannt habe». Im Übrigen kennen sich die Herren von früher und sind bis heute Freunde und Nachbarn am Zürichberg.

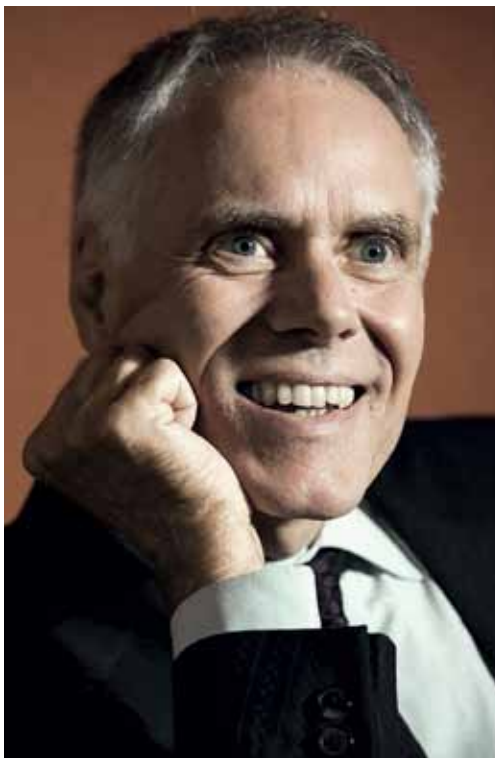
Stichwort Personalpolitik: Die Auswahl der Kader und der Leistungsträger erfolgt nach politischer Akzeptanz und Konformität. Vorausgesetzt wird ein «gemässigt», will heissen, halblinkes und im Zweifel gouvernementales politisches Credo. Freigeistige Positionen und kantige Profile werden im internen Selektionsprozess lautlos ausgeschieden. Oder kann sich jemand im Ernst einen Euro-Skeptiker als Chefredaktor des Schweizer Fernsehens vorstellen? Zu erkennen ist ferner ein auffallender Hang zur Bevorzugung von Kandidaten aus dem eigenen Haus, vorwiegend mit binnenländisch geprägten Karrieren. Herrscht Angst vor internationaler Zugluft und vor unbequemen Quereinsteigern?

Stichwort private Medienkonkurrenz: Als Anbieterin von TV-Werbung nimmt die SRG zwar alljährlich über 300 Millionen Franken ein, aber sie muss kraft ihrer politisch privilegierten Stellung nicht an einem offenen Wettbewerb teilnehmen. Mit ihrer aggressiven Internetpolitik greift sie direkt das Zukunftsgeschäft der privaten Medienunternehmen an. Die meisten von ihnen haben deshalb – wenn überhaupt – nur in defensivem Geiste an privaten Radio- und Fernsehprojekten teilgenommen. Tamedia hat im Jahre 2011 Radio 24, Tele Züri und Tele Bärn an die AZ-Medien-Gruppe verkauft, weil die Ertragsziele nicht erreicht wurden und die Wachstumsmöglichkeiten gering erschienen. Eigentümer-Verleger Peter Wanner sieht das anders und bemüht sich seither, im Verbund der Sender eine gewisse Gegenmacht zur SRG aufzubauen. Der Ausgang dieser risikoreichen Expedition ist noch offen.

Der einzige Private, der mit der SRG immer gut zurechtgekommen ist, heisst Ringier, der sich schon in der Gründungszeit der SRG das Geschäft mit den Programmzeitschriften geschnappt hatte. In den achtziger Jahren half Ringier Sat 1 Schweiz sowie Presse-TV aufbauen, stieg aber mit Rücksicht auf die SRG bei Roger Schawinski aus, als dieser mit Tele 24 national (SRG-Deutsch: «sprachregional») auftrat. Die über Jahre hinweg von Hans Jürg Deutsch geschickte orchestrierte Ringier-Fernsehpolitik wurde von der SRG mit Produktionsaufträgen für das damals ansehnliche Ringier-TV-Studio reich belohnt.

Griff nach der Deutungsmacht

Stichwort Trägerschaft: In den vier Regionalgesellschaften der SRG in der deutsch- und französischsprachigen Schweiz, die zusammen die Trägerschaft der SRG bilden und die nach unten in annähernd dreissig regionale und lokale Sektionen und Gesellschaften auf-



Freundesbande: alt Bundesrat Leuenberger.



Vorausiegender Gehorsam: SRG-Chef de Weck.

gefächert sind, tummeln sich neben den üblichen Interessenvertretern vor allem politische Kräfte aus der zweiten Reihe sowie gesellschaftliche und kulturelle No-Names. Die Werturteile der Programmkommissionen kommen manchmal bieder und manchmal wichtigtuertisch daher. Diese Basisorganisation, Trägerschaft genannt, besteht gemäss SRG-Angaben aus 23 000 Mitgliedern; der Betrieb wird derzeit mit 6,8 Millionen Franken Gebührgeldern pro Jahr grosszügig finanziert. Gemäss einer im Dezember 2014 veröffentlichten «Vereinsstrategie» will die SRG

nun sogar «die Idee prüfen, ein nationales Forum für Medienpolitik ins Leben zu rufen». Wer an diesem Forum mitdiskutieren soll und warum die SRG die Verbreitung ihrer medienpolitischen Auffassungen überhaupt als Auftrag sieht, wurde nicht mitgeteilt. Es ist offenkundig, dass der Koloss versuchen will, noch mehr Deutungsmacht über die Medienpolitik zu gewinnen.

Zu viel Macht bei der SRG oder gerade das richtige Mass? Der staatsnahe Konzern arbeitet in der Tat unter einmalig privilegierenden Bedingungen. Drei Viertel der Einnahmen fliessen ihm automatisch zu. Das verbleibende bisschen Markt, welches das vierte Viertel in Form von Einnahmen aus Werbung und Sponsoring einbringt, hat die SRG über ihren Radio- und TV-Vermarkter Publisuisse im Duopol mit der privaten Goldbach-Gruppe dominierend im Griff.

Die SRG-Gewaltigen haben es zu allen Zeiten verdammt klug angestellt, wenn es um Zukunftsstrategie, Machtabsicherung und Terrainerweiterung ging. Doch auch unter Berücksichtigung dieses künstlichen Schonklimas ist ihre unternehmerische Leistung zu respektieren. Seit Generaldirektor Leo Schürmann (1981–1987) ist die Zeit der sterilen Monopolverwaltung vorbei. Die SRG hat den enormen Zuwachs der Konzessionszahler und die jahrelange Alleinstellung bei der inländischen Fernsehwerbung genutzt, um ein moderner Medienbetrieb mit vielen für die gesamte publizistische Branche nützlichen, fortschrittlichen Errungenschaften zu werden. So war die SRG zum Beispiel immer eine der treibenden Kräfte bei der Journalistenausbil-

Freigeistige Positionen und kantige Profile werden im internen Prozess ausgeschieden.

dung. Ihr Engagement für die Trägerstiftung der MAZ-Journalistenschule Luzern, aber auch ihre interne Aus- und Weiterbildung sind den Anstrengungen der meisten privaten Verleger immer vorausgeeilt. Doch auch bei nur summarischer Betrachtung der jüngeren Geschichte der SRG schimmert immer wieder die DNA des ehemaligen Monopolbetriebs durch.

Erstens wurden alle ernsthaften Konkurrenten auf politischem Wege weggebissen oder auf unrentable Spielfelder verwiesen. Zweitens wurden alle erdenklichen Positionen und Kanäle vorsorglich besetzt, wobei die durch das Gebührenprivileg gesicherte Grundfinanzierung das unternehmerische Risiko minimiert hat. Vor allem bei der Besetzung der Positionen im Internet und beim Kampf um Werbe- und Transaktionsmöglichkeiten im Netz kam und kommt es immer wieder zum direkten Konkurrenzkampf mit der privaten Medienwirtschaft, der aber mit ungleichen

Waffen ausgetragen wird. Drittens wurden und werden die verbliebenen Gegner und Konkurrenten bei passender Gelegenheit ins System eingebettet und ruhiggestellt. Roger Schawinskis Inthronisierung als Talkmaster ist das augenfälligste Beispiel.

Private Konkurrenz ausgebremst

Schon die frühen Bestrebungen, in der Schweiz ein europäisches Satellitenfernsehen aufzubauen, wurden von einer SRG-gesteuerten Lobby politisch niedergemacht. Das Geschäft, das gut zu einem mehrsprachigen Exportland wie der Schweiz gepasst hätte, hat dann unter anderem RTL gemacht.


Das einzige international angelegte, ehrgeizige Projekt, der European Business Channel, scheiterte, wohl weil es zu früh gekommen war (1988). Bei diesem Drama schaute die SRG mitleidlos zu, obwohl ihr ein international ausgerichtetes Wirtschaftsfernsehen gut angestanden hätte. Sie beteiligte sich lieber an den Satellitensendern 3sat und TV5. Zum offenen Schlagabtausch kam es 1993/94, als ein Konsortium aus regionalen Zeitungsverlagen auf Initiative von Beat Curti ein Schweizer Programmfenster auf dem deutschen Privatsender RTL ausstrahlen wollte. Die SRG und die Westschweizer Privatsender, unterstützt vom Ringier-Verlag, liefen Sturm gegen dieses Vorhaben, weil sie den Abfluss von Werbegeldern ins Ausland befürchteten und damit den SRG-internen Finanzausgleich gefährdet sahen. RTL hatte damals aber zugesichert, die in der Schweiz erwirtschafteten Werbegelder in ein schweizerisches Programmfenster zu investieren. Auch diese offenbar beängstigende Konkurrenz hat die SRG erfolgreich bekämpft.

Auf der lokal-regionalen Ebene war das SRG-Monopol nicht mehr zu retten, nachdem der Radiopirat Roger Schawinski mit seinem Sender auf dem Pizzo Groppera erfolgreich Druck gemacht hatte. Doch die Rundfunksuchts-Ordnung (RVO) (damals zynisch «Radio-Verhinderungsordnung» genannt) und die folgenden Regulierungen enthielten genügend Detailschikanen. Sie führten dazu, dass noch heute, dreissig Jahre nach der sogenannten Rundfunkliberalisierung, mehr als 50 Prozent der Privatradios finanzielle Probleme haben.

Noch schlechter sieht es bei den privaten Fernsehstationen aus. Gerade einmal zwei der dreizehn im Jahre 2014 untersuchten Fernsehveranstalter wirtschaften einigermaßen rentabel, die Hälfte ist unterfinanziert oder überschuldet. Die Gebührensубventionen decken bis 70 Prozent der Betriebskosten (Datenbasis 2012). Mit einem Werbeumsatz von 40 Millionen Franken (ohne Tele Züri) ist auch das Regionalfernsehen im Schweizer Werbemarkt genau das geblieben, was die SRG mit ihren Werbeeinnahmen von 348 Millionen Franken

(2013) immer am liebsten gesehen hat: eine Randerscheinung.

Zu den Langzeitstrategien der SRG gehört der Einbezug von Gegnern und Konkurrenten, was zum Beispiel 1995 zur Gründung von Presse-TV führte, einer Programmpartnerschaft der SRG mit grösseren privaten Medienunternehmen. Da Einbettung am zuverlässigsten über die Finanzen funktioniert, erfanden Bundesrat und Parlamentsmehrheit, die verlässlichen Helfer der SRG, bei der Konzeption des Radio- und Fernsehgesetzes von 1991 das Gebührensplittling. Zunächst floss ein Prozent (!) der Gebühreneinnahmen nach einem ausgeklügelten Verteilschlüssel an private Radio- und Fernsehstationen, die Mühe mit ihrer Wirtschaftlichkeit hatten, für die jeweilige Region jedoch von Bedeutung waren. Heute sind es vier Prozent. Damit soll privaten



Schlafen ist sinnlich.
Spüren Sie den Unterschied?

roviva 1748

Matratzen- und Bettenfabrik, www.roviva.ch

Veranstaltern in wirtschaftlich schwächeren Gebieten die Produktion von Radio- und Fernsehprogrammen ermöglicht werden.

Die meisten Privatsender beziehungsweise deren Aktionäre – vorwiegend Zeitungsverleger – schnappten dankbar nach dem Köder und akzeptierten für dieses Trinkgeld die mit den Zuwendungen verbundenen «Leistungsaufträge», die fortan von dem 1992 neugeschaffenen Bundesamt für Kommunikation (Bakom) kontrolliert werden. Und so redet jetzt eine neu aufgerichtete Staatsbürokratie unter dem Vorwand der Qualitätssicherung und der «Kontrolle auf Konzessionskonformität» ungeniert in die Arbeitsbedingungen und die inhaltlichen Belange der Sender hinein.

Ihre unternehmerischen Probleme hat die SRG seit ihrer Gründung im Jahr 1931 vor allem mit politischen und diplomatischen Mitteln gelöst. Wettbewerb und eine entspre-

chend sportliche Gesinnung wurden im Apparat während langer Jahre weder verlangt noch besonders geschätzt, geschweige denn wurde dazu ermutigt.

Wettbewerbswidrige Privilegien bezieht die SRG seit Jahr und Tag aus einer hausgemachten Ideologie des Service public, der inhaltlich nie randscharf definiert worden ist, dessen Ablaufdatum freilich schon längst zurückliegt.

Zu den Langzeitstrategien der SRG gehört der Einbezug von Gegnern und Konkurrenten.

Technologisch wurde immer auf die begrenzte Zahl der Frequenzen und auf den Zwang zur gerechten Zuteilung unter Beobachtung der öffentlichen Interessen hingewiesen, ein Argument, das sich seit dem Internet erledigt hat. Ökonomisch wurde mit der Kleinheit der Schweizer Rundfunkmärkte argumentiert, was zumindest bezüglich der hohen Fixkosten zu differenzieren wäre: Video ist extrem billig geworden. Auf einer dritten Argumentationslinie war die SRG immer fleissig bemüht, sich als eine die Landesteile und Sprachregionen verbindende Integrationskraft darzustellen. Zeitweise wurde das Ganze durch den Namenszusatz «idée suisse» ausgedrückt. Da verlieren sich staatspolitische Andacht und handfeste PR-Strategie in wolkigen Weiten.

Koloss mit unerhörtem Einfluss

Heute ist die SRG der wohl komplexeste und eigenartigste Machtfaktor im Staate Schweiz und ein immenser, in sich selbst ruhender und weitestgehend sich selbst steuernder Koloss mit unerhörtem Einfluss auf Politik, Kultur und Gesellschaft. Vieles kommt bei dieser SRG zusammen, auch viel Positives! Qualität und Integrität der Programme sind annehmbar. Auch ist die SRG ein anständiger Arbeitgeber und ein verlässlicher Sozialpartner. Ersteres sind längst nicht mehr alle krisengeschüttelten privaten Medienunternehmen, Letzteres wollen diese per Verbandsbeschluss seit Jahren ausdrücklich nicht mehr sein. Neben dem Migros-Kulturprozent ist die SRG der grösste Kultursponsor im Land.

Doch dank der politisch wasserdichten Koalition der Nutzniesser und der strategischen Zerrissenheit der Skeptiker und Gegner ist die SRG zu einer – realistisch betrachtet – kaum angreifbaren Macht im Lande geworden. Die normative Kraft des Faktischen hat in einem zentralen Bereich des Medienwesens die reine Lehre der Marktwirtschaft ausser Kraft gesetzt.

Ob das politische System der Schweiz stark genug ist, saubere Verhältnisse zu schaffen – zum Beispiel eine reinliche Trennung von werbe- und gebührenfinanzierten Sendern, also ein duales System wie beim alten grossen Vorbild BBC –, ist zu bezweifeln. ○

Obama bestraft Israel

Alles sprach gegen ihn. Doch Benjamin Netanjahu erzielte den grössten Erfolg seiner Karriere und errang einen Erdrutschsieg. Sehr zum Missfallen der US-Regierung. Statt den demokratischen Entscheid zu würdigen, erklärte Obama Netanjahu praktisch den Krieg. *Von Isi Leibler*



Israel wird den Wölfen zum Frass vorgeworfen: Netanjahu bei der Inspektion der Grenzanlage zu Ägypten, 2012.

Der unerwartet deutliche Wahlsieg des israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu überraschte die Nation und schockierte die «Medienexperten», die ihn im Grunde schon abgeschrieben hatten. Gideon Levy von der Tageszeitung *Haaretz* bemerkte sogar, dass Israel nun nichts anderes übrigbleibe, als sich ein anderes Volk zu suchen.

Alles sprach gegen Netanjahu. Die unglaublich aggressive und ordinäre Medienkampagne seiner Kritiker, die fast schon an Rufmord grenzte, entsprach der Stimmung im Land. Die Zeit schien reif für einen Wandel. Netanjahu wurde vorgeworfen, sich nicht um die Wirtschaft gekümmert, die wachsende Kluft zwischen Arm und Reich ignoriert und nichts gegen die explodierenden Immobilienpreise unternommen zu haben. Er wurde für die Verschlechterung der Beziehungen zu Amerika verantwortlich gemacht, und sogar seine gran-

diöse Rede vor dem US-Kongress, in der er über die atomare Bedrohung durch den Iran sprach, wurde ihm übelgenommen.

Doch entgegen allen Meinungsumfragen, denen zu entnehmen war, dass die Zionistische Union vor dem Likud lag, erzielte Netanjahu den grössten Erfolg seiner politischen Laufbahn. Sein erdrutschartiger Wahlsieg war ein eindrucksvoller Vertrauensbeweis. Sie gaben ihm den Auftrag, das Land auch weiterhin zu führen und damit der dienstälteste israelische Ministerpräsident zu werden.

Nach Auffassung der meisten Beobachter trat dieser Umschwung vor allem in der letzten Wahlkampfwoche ein, als Netanjahu noch entschlossener auftrat als in seiner gesamten Amtszeit. Mit brutalen und bisweilen polarisierenden Worten konnte er den Wählern deutlich machen, wie sehr Israels Sicherheit bedroht ist.

Die Leute erkannten, dass nur ein starker Premier imstande ist, den Barbaren vor unseren Toren entgegenzutreten und sich dem Druck der US-Regierung zu widersetzen, die einseitige Zugeständnisse an die Palästinenser fordert, was die Sicherheit Israels gefährdet und zu noch mehr Terrorismus führt.

Obamas feindselige Absichten

Die meisten Israelis gaben zu erkennen, dass sie einen starken und erfahrenen Mann an der Spitze haben wollen, auch wenn sie gewisse Vorbehalte haben, was Netanjahus Art und Person angeht. Vermutlich deshalb bekam seine Partei, der Likud, im letzten Moment so viele Stimmen.

Vor den Wahlen hatte US-Präsident Barack Obama seine feindseligen Absichten demonstriert, indem er Robert Malley, einen bekannten Israelgegner, zum Koordinator für den

Nahen Osten ernannte und den Stabschef des Weissen Hauses, Denis McDonough, als Hauptredner bei der antiisraelischen J-Street-Konferenz vorschlug. Die Rede Netanjahus vor dem Kongress hat er offensichtlich noch immer nicht verwunden und dessen Wiederwahl nicht verhindern können, weshalb er über «Bibis» spektakulären Wahlsieg alles andere als begeistert ist.

Da aber die Wähler in der einzigen Demokratie im Nahen Osten Netanjahu mit einem klaren Mandat ausgestattet haben, wird der alte Verbündete Israels (der bekanntlich überall für Demokratie eintritt) die Entscheidung der Israelis letztlich akzeptieren.

Ausserdem ergibt eine Analyse des Wahlergebnisses, dass Netanjahus Sieg keineswegs ein Rechtsruck war. Es war vielmehr eine Bestätigung der rechten Mitte – immerhin scheiterte die radikalste Partei an der Sperrklausel, und die beiden anderen eher konservativen Parteien büsst 13 von 25 Parlamentssitzen ein.

Als Rassist verurteilt

Dennoch erklärte die US-Regierung Netanjahu praktisch den Krieg. Anhand zweier aus dem Zusammenhang gerissener Bemerkungen, die Netanjahu in der Hitze des Wahlkampfes gemacht hatte, drohte Obama kaum verhohlen mit einer Überprüfung der Beziehungen zu Israel und liess durchblicken, dass Amerika im Uno-Sicherheitsrat möglicherweise nicht mehr für Israel eintreten werde.

Netanjahu wurde als Rassist verurteilt, weil er, um seine Wähler zu mobilisieren, auf die mit ausländischem Geld finanzierten Bemühungen hingewiesen hatte, die arabischen Wähler zur Stimmabgabe für die «gemeinsame arabische Liste» zu bewegen, der Freunde der Hamas und Terrorsympathisanten angehören.

Es war eine ungeschickte, unbesonnene Äusserung, aber Netanjahu stellte rasch klar, was er gemeint hatte. Er verwies darauf, dass er Ähnliches auch über die Linke gesagt hatte, um möglichst viele Likud-Wähler zu erreichen. Er sei stolz darauf, dass die arabischen Israelis die gleichen Wahlrechte besässen wie die Juden, dürfe ihre Partei aber genauso kritisieren wie jede andere Oppositionspartei.

Dass die US-Regierung daraus nun einen rassistischen Vorfall konstruiert, der eine «Überprüfung» der beiderseitigen Beziehungen rechtfertigen soll, ist umso grotesker, wenn man bedenkt, dass Washington regelmässig die obszönen und unerträglichen Hassaufrufe der Palästinensischen Autonomiebehörde ignoriert, so auch die Erklärung von Präsident Machmud Abbas, gemäss in einem palästinensischen Staat kein einziger Jude geduldet werde – was auf ethnische Säuberung hinausläuft.

Netanjahu wurde auch mit der Bemerkung zitiert, dass während seiner Amtszeit kein

palästinensischer Staat gegründet werde. Er hat aber immer wieder erklärt, dass er gegen die Besatzung ist und, wie die meisten Israelis, langfristig für eine Trennung von Israel und Palästinensern eintritt, die dann in ihrem eigenen Staat leben sollen. Doch unter den gegenwärtigen Bedingungen ist das unmöglich, solange Israel von Dschihadisten umgeben ist, die Israel auslöschen wollen und mit der Errichtung eines neuen Terrorstaats für noch mehr Blutvergiessen in der Region sorgen werden.

Tatsache ist, dass Israel nach wie vor eine Oase von Demokratie und Stabilität im Nahen Osten ist, wo die Barbarei ein beispielloses

Tatsache ist, dass Israel nach wie vor eine Oase von Demokratie und Stabilität im Nahen Osten ist.

Ausmass erreicht hat, wo Hunderttausende getötet und Millionen in die Flucht getrieben wurden. Kein vernünftiger Politiker in Israel würde heutzutage dafür eintreten, dass eine kriminelle palästinensische Gesellschaft, die auf einem Totenkult gründet und Massenterrorismus verherrlicht, einen eigenen Staat erhält.

Und ohne die israelische Armee hätte die Hamas längst die korrupte und doppelzüngige Palästinensische Autonomiebehörde entmachtet, an deren Spitze ein Mann steht, dessen Amtszeit seit fünf Jahren abgelaufen ist.

Die meisten Israelis erwarten, dass Netanjahu territoriale Zugeständnisse entschieden ablehnen wird. Und sie sind empört, dass Obama solche Konzessionen fordert, nachdem Machmud Abbas und sein Vorgänger Jassir Arafat die angebotene Rückgabe von mehr als 95 Prozent der besetzten vormals jordanischen Gebiete abgelehnt haben. Abbas erklärt zudem, dass selbst die Schaffung eines eigenen Palästinenserstaates nicht das Ende des Konflikts bedeute. Er werde Israel als jüdischen Staat nicht anerkennen und auch in der Frage des Rückkehrrechts für Flüchtlinge keinerlei Kompromisse machen.

Verhandlungen mit Assad?

Die amerikanische Haltung erscheint umso obszöner, wenn man bedenkt, dass Obama, der aus seiner Abneigung gegenüber Netanjahu keinen Hehl macht, den terroristischen Iran praktisch hofiert, Katar (einen wichtigen Geldgeber der Hamas und anderer Terrorgruppen) als Verbündeten betrachtet, enge persönliche Beziehungen zu Recep Tayyip Erdogan (dem antisemitischen türkischen Autokraten) pflegt, die Muslimbrüder akzeptiert und unlängst davon sprach, dass Amerika mit Assad verhandeln müsse, dem syrischen Schlächter, der kürzlich wieder chemische Waffen gegen sein eigenes Volk eingesetzt haben soll.

Obamas beklemmende Drohung, Israel in der Uno nicht mehr beizustehen und womöglich einen palästinensischen Staat in den unhaltbaren Grenzen von 1949 zu akzeptieren, ist im Grunde Verrat an einem Verbündeten. Israel wird sozusagen den Wölfen zum Frass vorgeworfen.

Katastrophale globale Auswirkungen

Zweifellos wird Netanjahu alles in seiner Macht Stehende tun, um zu einer Verbesserung der Beziehungen zu den USA beizutragen. Wenn Obama sich aber weiterhin so unversöhnlich zeigt und Amerikas einzigen loyalen und demokratischen Verbündeten im Nahen Osten zwingen will, sich auf nicht zu verteidigende Grenzen zurückzuziehen, werden wir hart bleiben müssen. Der Kongress und die Freunde Israels werden hoffentlich ihren Einfluss nutzen, um Obama klarzumachen, dass sein Vorgehen katastrophale globale Auswirkungen haben und Proteste im eigenen Land auslösen wird.

Isi Leibler ist Kolumnist für die *Jerusalem Post*. Seine Kommentare erhalten weit über Israel hinaus hohe Beachtung. Leibler hat sich international einen Namen als Aktivist im Dienste verfolgter Juden und als Verteidiger der Menschenrechte gemacht. Er wohnt in Jerusalem.

Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)

www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2015

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

49

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:

VZ VermögensZentrum AG, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Fast wie ein Junge

Ex-Miss-Schweiz Stéphanie Berger findet als Komikerin endlich die ersehnte Anerkennung. Aber der Erfolg hat seinen Preis.

Von Daniela Niederberger und Thomas Buchwalder (Bild)

Stéphanie Berger steht im roten Glitzerjupe und mit viel zu hohen Stöckelschuhen auf der Bühne und ruft in den vollen Saal des Restaurants «Apart» in Rotkreuz: «Are you ready? Gats eu guet?» Natürlich geht es den Zuschauern gut nach einem ausgiebigen Apéro und mit dem Weinglas in Griffnähe. Sie kommt sogleich zu ihrem Hauptanliegen: Sie sucht einen Mann. Und damit ist das Motto des Abends lanciert: Mann und Frau, und wie man sich findet.

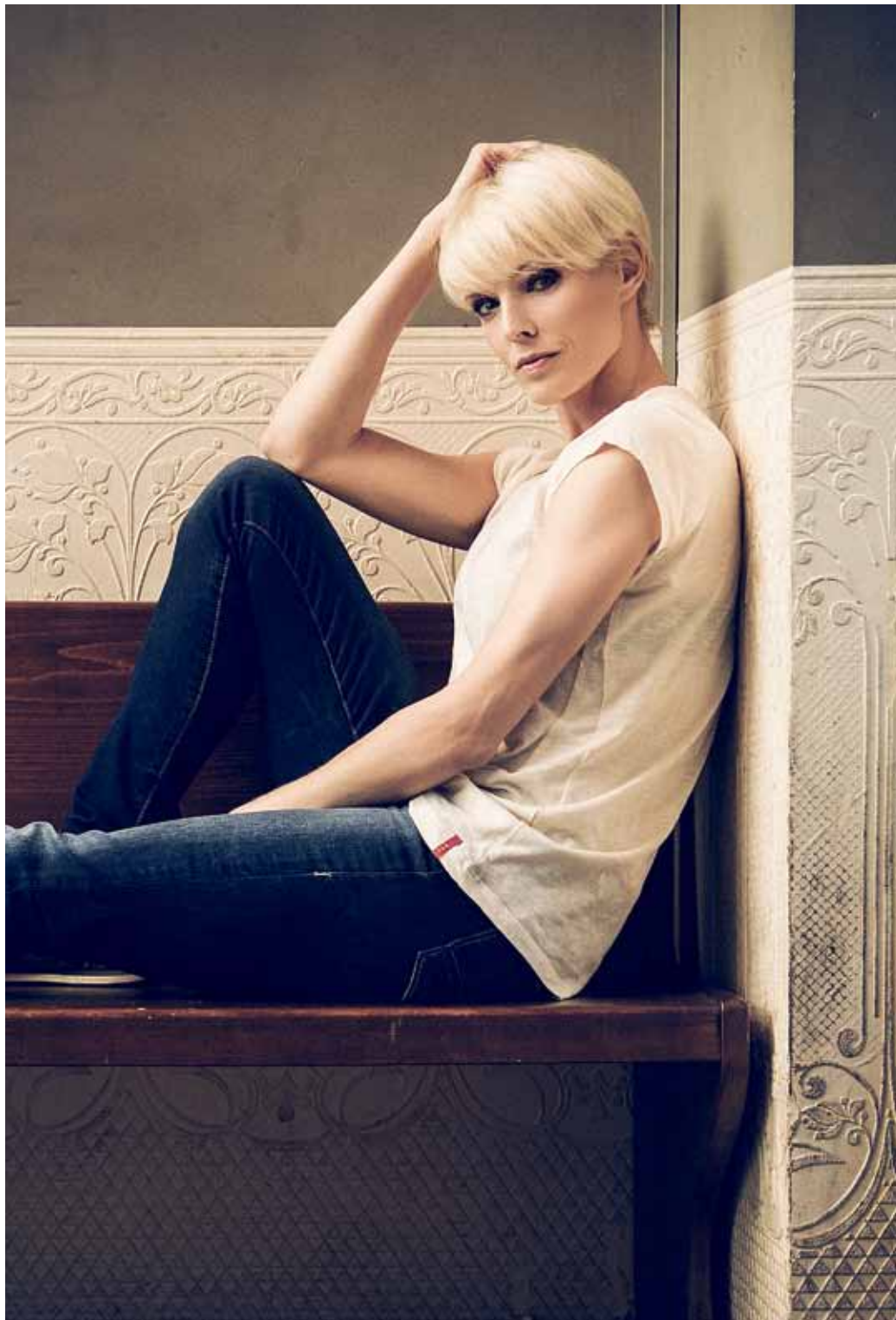
Erst einmal gibt es eine kurze Einführung ins Thema weibliche Figurtypen, also Sanduhr, Birne und Apfel. «Ich bin der Bleistift. Steckengerade mit Gummikopf.» Und: «De Bleistift isch immer spitz, und de Gummi isch au no grad debii.» Auch das Publikum ist schon voll dabei. Rasant geht es weiter mit Dating-Flops, Erlebnissen von Single-Frauen im Ausgang, und irgendwann fliegen die Schuhe in die Ecke («Huere Siech, schiiss-unbequem»). Ein Tanz mit und auf dem Stuhl zeigt, dass die Pantomime-Lektionen bei Kollege Rob Spence nicht vergebens waren.

Als Bernerin Emily Sturzenegger, die aussieht und tönt wie Francine Jordi, ist sie sehr lustig, und als sie später auch noch ziemlich gut rappt, staunt man. Alles lacht, und es ist nicht nur der Wein. Wie die meisten Komiker bedient sie sich hemmungslos des Witzbuchs («Ihr kennt ja den heiligen BH: Wenn man hinten aufmacht, fallen vorne zwei auf die Knie»). Manche Grimasse erinnert an Marco Rima, ihr grosses Vorbild, auch die cholertischen Ausbrüche. Die wirken angestrengt. Sie weiss, dass Rima sie beeinflusst hat, aber «das nimmt ab. Ich entdecke und finde mich als eigenständige Komikerin immer mehr». Rima und Berger haben den gleichen Gag-Schreiber, den Deutschen Michael Gremlich, und man hört es. Schon die Programmtitel sind zum Verwechseln: «Höllelujah!» (Berger) und «Made in Hellwitzia» (Rima).

Blonde Löckchen, ein zu roter Mund

Vor drei Jahren zog Berger mit ihrem ersten Soloprogramm durch die Schweiz und spielte auch mal nur vor zwölf Leuten. Nun sind die Säle voll («ein Quantensprung») und die Kritiken nicht mehr nur höflich-positiv. «Bergers Versiertheit ist ein bisschen beängstigend», schrieb etwa die NZZ am Sonntag.

1995 wurde Stéphanie Berger Miss Schweiz. Sie war siebzehn, hatte blonde Löckchen und einen zu roten Mund. «Wir wussten alle nicht,



«Noteingang» ins Showgeschäft: Stéphanie Berger.

was das bedeutet», sagt sie. Sie sitzt in einer Hotelbar in Rapperswil und retourniert gerade ihren Caffe Latte. «Sie, Entschuldigung, de isch chalt, und zwar würklich chalt.» Sie trägt ein Jeanshemd und Leder-Leggings. Sie

will volksnah scheinen («Hallo, ich bi d Stef-fi»), bleibt aber in Reserve.

Ihre Eltern liessen sich scheiden, als sie sieben Jahre alt war, und die Mutter zog mit den drei Kindern von Bern an den Zürichsee. «Ich

litt sehr unter dieser Scheidung. Ich hatte meinen Papi zu kurz», sagt Berger. Sie war das mittlere der drei Kinder. Das übersehene, zu kurz gekommene? «Bei drei Kindern hat man eh nicht die ganze Aufmerksamkeit.» Im Geschwister-Trio war sie die Ausgeschlossene, wenn die anderen zusammenspannten. Sie zog sich oft in ihre Fantasiewelt zurück. Andererseits hatte das Kind Ideen: Es wurden Zirkusprogramme eingeübt, und alle mussten zuschauen, oder sie erzählte Otto-Witze. «Ich hatte schon damals null Hemmungen und

«Ich hatte schon damals null Hemmungen und stand sehr gerne vor Publikum.»

stand sehr gerne vor Publikum.» Einmal drehte sie mit Kindern aus dem Quartier einen James-Bond-Film. Sie spielte Gitarre, nahm Gesangsstunden, und als das Schweizer Fernsehen einen Showtalent-Wettbewerb ausschrieb, war sie dabei. «Ich führte in einem Shoppingcenter mit meiner Gitarre ein selber geschriebenes Lied vor.»

Statt an eine Schauspielschule zu gehen, lernte sie Zahnarztgehilfin. Stéphanie Bergers Vater war Zahnarzt. «Das war die einzige Möglichkeit, mit ihm Zeit zu verbringen.» Sie schloss die Lehre in seiner Praxis ab. Er war es auch, der sie ermunterte, bei der Miss-Schweiz-Wahl mitzumachen. Heute würde sie das nicht mehr tun. Sie spricht von einem «Noteingang» ins Showgeschäft.

«Möchten Sie darüber reden?»

Die Journalisten hatten Freude an der jungen Frau, die munter plauderte und immer schön Antwort gab auf die privatesten Fragen. Dass sie sich von Freund Andy getrennt habe, dass jetzt alle gafften und tuschelten, wenn sie in die Disco gehe. Als der *Blick* fragte, ob sie schon mal auf der Couch eines Psychotherapeuten gewesen sei, sagte sie ja. «Es gab eine Phase in meinem Leben, in der es mir gar nicht gut ging.» Worauf Journalist Marc Walder (heute ist er Chef von Ringier) einfühlsam fragte: «Möchten Sie denn darüber reden?» Stéphanie Berger erzählte, dass sie mit sechzehn Jahren nicht mehr zurechtgekommen sei mit der Welt und versucht habe, sich mit Tabletten umzubringen.

Sie sagt: «Ich bin ein aufrichtiger, ehrlicher Mensch.» Aber sie musste lernen, sich zu schützen. Deshalb hört ihr Manager am Nebentisch mit. Statt mit Marc Walder spricht sie nun regelmässig mit ihrem Therapeuten. Das tue ihr gut. «Ich kann Dinge ordnen und ausbalancieren. Ich bin eine Stunde dort, und es geht nur um mich.»

Sie ist jetzt 38 und gelassener. «Die Hochs und Tiefs gleichen sich aus.» Was schön sei, aber auch ein bisschen schade, weil sie die

Emotionen nicht mehr so extrem erlebe. Wie viele Komiker ist sie keine Frohnatur. Sie klebte auf Rat ihres Therapeuten Post-it-Zettelchen mit positiven Aussagen an Kühlschrank und Rückspiegel. In einem Interview sagte sie, man könne sich jeden Tag entscheiden: «Bin ich ein positiver oder ein negativer Mensch? Wenn du glaubst, die Welt sei ungerecht, bist du ein Opfer und wirst es bleiben.» Sie ist ein Mensch auf der Suche. Auch deshalb schloss sie sich einer Freikirche an, eine «Verirrung», wie sie sagt.

Die Karriere war wichtiger

Nach dem Missen-Jahr machte Stéphanie Berger vieles, aber nichts mit Erfolg. Sie war Moderatorin bei Star TV, sang in einer Band, war Musical-Darstellerin. Und blieb doch vor allem eines: eine Ex-Miss-Schweiz. Sie wurde nicht ganz ernst genommen. Dann hängte sie alles an den Haken und ging nach Köln, wo es eine Comedy-Schule gibt. In Deutschland kannte sie keiner, und sie konnte auf den offenen Bühnen üben und scheitern, ohne dass darüber berichtet wurde. Sie erhielt eine Rolle in einem Kinofilm von Otto Waalkes, «Otto's Eleven», in dem sie – etwas eindimensional – eine strenge Sicherheitsbeauftragte spielte.

Auch privat schien alles gut zu werden. Mit ihrem Mann Thomas Huber, einem Berufsoffizier, gründete sie eine Familie, Sohn Giulien kam zur Welt, und noch 2011 schwärmte Berger in einem Interview: «Ich bin wirklich angekommen im Leben. Das allein zählt.» Gleichzeitig arbeitete sie an ihrem ersten Solo-Programm «Miss Erfolg». Sie probte jede freie Minute. Ein Jahr später trennte sich das Paar.

Ist es ein Muster? Schon im Missen-Jahr hatte sie ihren Freund freigestellt, weil die Karriere wichtiger war. Sie sagt: «Man muss sich schon fragen, was der Preis des Erfolgs ist.» Und: «Von nichts kommt nichts.» Ihren Buben, der fünf Jahre alt ist, hat sie von Sonntag bis Donnerstagmorgen bei sich.

Und nun ist sie auf Männersuche, wie die halbe Schweiz weiss. Natürlich nehmen das einige wörtlich und senden Briefe, «herzig und kreativ», aber sie müsse einen Mann sehen, und dann muss es blitzen. Sie sucht einen Mann, «der einen hohen Energielevel hat, wie ich». Der häusliche Typ, der daheim alles regelt, während sie Karriere macht, «das geht gar nicht».

Aber wichtig ist jetzt ohnehin nur eines: Sie erhält endlich Anerkennung. Sie ist nach zwanzig langen Jahren nicht mehr bloss in den Boulevardmedien präsent.

Anerkennung gibt es auch in Rotkreuz. Das Publikum ist begeistert und verlangt eine Zugabe, und Stéphanie Berger, die mit ihren verschwitzten kurzen Haaren und den trainierten Oberarmen fast wie ein Junge aussieht, dankt. Aus tiefstem Herzen. ○

SWISSMEDIA
MEDIAFORUM
FORUMSWISS
SWISSMEDIA
FORUMSWISS
MEDIAFORUM



**SwissMediaForum
28./29. Mai 2015
im KKL Luzern**

**Das Treffen für Medien,
Kommunikation,
Unternehmen und Politik**

Unter anderem mit Bundesrat Ueli Maurer und internationalen Referenten:



Dr. Mathias Döpfner
Konzernchef
von Axel Springer



Jorn Mikkelsen
Chefredaktor
«Jyllands-Posten»



Prof. Bernd Girod
Direktor des Brown
Institute for Media
Innovation (USA)



Hubert Seipel
TV-Journalist,
interviewte Putin
und Snowden



Brian Sullivan
Chef des
Bezahlensenders
Sky Deutschland



**Moderation:
Susanne Wille**
SRF

Referenten, Programm und Anmeldung: www.swissmediaforum.ch
info@swissmediaforum.ch

leading partner
RAIFFEISEN

«Die Petraeus-Strategie ist tot»

Gian Gentile ist Wortführer gegen den populärsten General der jüngeren US-Geschichte. David Petraeus' Strategie der Aufstandsbekämpfung sei gescheitert, erklärt er. Schlimmer noch: Der Anti-Guerilla-Kampf habe die Schlagkraft der amerikanischen Armee gefährlich geschwächt. Von Urs Gehriger und Lucian Hunziker (Bild)

Als Gian Gentile neulich durch das Schweizer Mittelland fuhr und aus dem Zugfenster die Landschaft betrachtete, setzten sich vor seinem geistigen Auge ganze Panzerdivisionen im Gang. Die kleinen Dörfer, getrennt von leicht geschwungenem, offenem Gelände, die Hügelzüge mit ihren Baumreihen ... «perfektes Kampfterrain für mechanisierte Truppen», schwärmte er bei sich. Doch der Oberst der US-Army im Ruhestand war nicht gekommen, um über Panzerschlachten zu sprechen.

Gentile, 57, ist Wortführer gegen den populärsten General der jüngsten Geschichte, General David Petraeus, und dessen Strategie der Aufstandsbekämpfung (Counter Insurgency – COIN). Als Gentile 2008 seine Kritik erstmals an die Öffentlichkeit trug, ging sie im Jubel um «King David» unter. Petraeus' Anti-Guerilla-Strategie im Irak wurde als Königsweg zu einem späten Sieg am Euphrat gefeiert und galt als wegweisende Kampfform für künftige Kriege. Doch Gentile zeigte langen Atem. Der ehemalige Dozent an der militärischen Kadenschmiede West Point mit zweifachem Fronteinsatz in Irak fasste seine Philippika gegen die Petraeus-Strategie in Buchform ab – «Wrong Turn: America's Deadly Embrace of Counterinsurgency» (2013) – und löste damit im militärischen Führungszirkel eine kontroverse Debatte aus.

Wir treffen den «militärischen Störenfried» (*Wall Street Journal*) in einem Berner Restaurant. Gentile, ganz Abbild seines Namens, ist von sanft-freundlichem Naturell, ergreift er jedoch das Wort, redet er sich innert Sekunden mit Furor in sein Sujet. Und als die Rede auf Tikrit kommt, die Heimatstadt Saddam Husseins, um die in diesen Wochen eine Kesselschlacht tobt, ist er in seinem Element.

Oberst Gentile, ein bisschen ist Tikrit auch «Ihre Stadt». Gleich nach der Invasion 2003 haben Sie diesen strategisch wichtigen Knotenpunkt erobert. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie nun die Kämpfe gegen den Islamischen Staat (IS) dort beobachten?

Ich erinnere mich genau an den Tag, als ich als Kampfbrigadeoffizier durch Tikrit fuhr. Es war der 15. April 2003, ich sehe die Gesichter der Menschen in Saddams Heimat noch klar vor Augen. Wenn ich heute in der Zeitung lese, dass die Iraker eine er-

bitterte Offensive gegen den Islamischen Staat führen und dabei massiv von Iranern unterstützt werden, ja dass sogar General Soleimani, Chef der iranischen Quds-Brigade, selbst in der Gegend aufkreuzt, dann muss ich offen eingestehen: Das hätte ich mir damals nicht im Traum vorgestellt.

Wie ist es dazu gekommen?

Haben Sie ein paar Stunden Zeit?

Eine halbe.

Kurz und bündig: Die politisch und militärisch Verantwortlichen hatten keine klare strategische Vision von dem, was wir im Irak erreichen wollten, geschweige denn davon, wie wir unsere Ziele umsetzen konnten. Wir waren nicht auf einen langen, zähen Abnutzungskrieg eingestellt. Bekanntlich geschah genau das: Bald nach der Invasion schlitterte der Irak in einen blutigen Bürgerkrieg.

Doch nach vier Jahren Chaos und Zerstörung schien sich das Blatt endlich zu wenden. Die Wende hatte einen Namen: General David Petraeus. Als die Weltwoche Petraeus im Dezember 2007 im alten Hussein-Palast traf, skizzierte er den entscheidenden Strategiewechsel wie folgt: «Die Kompanien sind alle draussen, mitten in den Wohnquartieren, wo sie hingehören, um die Bevölkerung zu schützen.»



Mythos des «Retter-Generals»: Petraeus, 2003.

Das kauf' ich ihm nicht ab. Wie willst du eine Gesellschaft mit einer Handvoll Kompanien sichern? Die Lehrmeinung heute lautet: General Petraeus implementierte eine neue, erfolgreiche Strategie zur Aufstandsbekämpfung. Er kickte die Armee aus ihren Basen und mitten in die Bevölkerung, wo sie die Herzen und das Vertrauen der Bevölkerung gewinnen sollte. Diese Strategie ist tot.

Damit widersprechen Sie der amerikanischen Lehrmeinung frontal.

Ich sage nicht, dass Aufstandsbekämpfung nicht mehr angewandt wird. Aber die Idee, dass mit dieser operationellen Methode politische Ziele zu akzeptablem Aufwand an Blut und Geld erreicht werden können, ist vorbei.

Um Missverständnisse auszuräumen: Was genau kritisieren Sie an der Petraeus-Strategie?

Erstens hat sie im Irak keine Wende gebracht. Zweitens führt sie generell nicht zum kriegerischen Erfolg. Worum geht es bei dieser Strategie? Wir sprechen von einer spezifischen Art der Aufstandsbekämpfung, wie sie vom ehemaligen Viersternegeneral David Petraeus geprägt und im «Field Manual» 3/24 [Dezember 2006] als wegweisende Strategie der Zukunft verfasst wurde. Sie fokussiert auf folgende Grundideen: Die US-Army und die US-Marines werden in fremden Ländern, wo ein Aufstand im Gange ist, eingesetzt und tun ein paar Dinge simultan. Sie bauen Infrastrukturen wie Strassen und Brücken, sie verbessern die Wirtschaft, erneuern die lokalen Regierungsbehörden und helfen beim Aufbau der lokalen Sicherheitskräfte. Die Grundidee der Aufstandsbekämpfung lautet: Wenn die genannten Fortschritte durch das US-Militär erfolgreich vollzogen sind, werden die Sympathien der lokalen Bevölkerung gewonnen und wird zwischen die Bevölkerung und die Aufständischen ein Keil getrieben, worauf die Aufständischen gefangen oder getötet werden können. Amerikanische Aufstandsbekämpfung ist im Grunde dasselbe wie bewaffnetes *nation building*.

Klingt doch raffiniert und nachhaltig. Was haben Sie dagegen einzuwenden?

Diese Art Aufstandsbekämpfung ist gescheitert. Gegen 250 000 Iraker sind getötet worden. Gegen eine Million wurde vertrieben, gegen 5000 US-Soldaten sind gestorben. Zehntausende haben lebensverändernde Verletzungen



«Ein feiner Holzhammer hätte den Job viel besser erledigt»: Oberst a. D. Gentile.

erlitten. Rund drei Billionen Dollar kostete das Abenteuer den amerikanischen Steuerzahler. Wir haben Diktator Hussein durch einen anderen, Nuri al-Maliki, ersetzt. Maliki koordinierte seine Politik eng mit unserem grössten Kontrahenten in der Region, dem Iran. Derweil hat der Bürgerkrieg im Irak nie aufgehört, er ist sogar neu entbrannt, seit der IS Teile des Landes erobert hat. Doch die Vorstellung, dass Aufstandsbekämpfung funktioniert, hat überlebt.

Wenn es tatsächlich so miserabel steht um die Petraeus-Strategie, warum genießt sie denn immer noch einen guten Ruf?

Weil sie auf einer wunderbaren Geschichte aufbaut. Sie geht so: Von 2003 bis 2006 ist die US-Armee planlos im Irak umhergeirrt. Der Krieg schien verloren. Doch dann trat eine Lichtgestalt in die Irak-Arena, General David Petraeus. Dieser Retter in der Not hat die Armeen nach Drehbuch neu ausgebildet und den Irak auf die Siegerstrasse geführt. Mit anderen Worten: Der Anti-Guerilla-Krieg kann gewonnen werden, solange die konventionellen Streitkräfte durch einen «Retter-General» nach dem Handbuch der Aufstandsbekämpfung umgepolt werden. Unsinn! Es gab gar keinen gravierenden

Wechsel zwischen General George Casey und seinem Nachfolger Petraeus.

Nach Ankunft von General Petraeus im Irak 2007 verbesserte sich die Sicherheitslage eklatant. Sind Sie mit mir einig?

Es gab tatsächlich eine Stabilisierung, aber sie hat nichts mit Aufstandsbekämpfung zu tun. Der Krieg zwischen den religiösen Parteien, den Schiiten und den Sunniten, flaute ab, und zwar aus einer Reihe verschiedener Gründe. Der Shia-Sunni-Konflikt hatte seinen Höhepunkt im Dezember 2006. Als Petraeus im Februar 2007 im Irak eintraf, war der Religionskrieg bereits am Abflauen. Erleichternd dazu kam der Aufstand der Stämme in der grossen Anbar-Provinz, dem Anbar Awakening. Der Hauptgrund dafür waren die sunnitischen Stämme, welche die Schnauze voll hatten von al-Qaida. Sie machten einen Deal mit den Amerikanern, welche ihnen Geld und Unterstützung gewährten und zusicherten, mit Angriffen auf die sunnitischen Stämme aufzuhören. Wenn man all diese Faktoren kombiniert mit dem Entscheid der Schiiten, ihre Angriffe gegen Zivilisten einzustellen, dann erklärt dies die Verbesserung der Sicherheitslage.

Ihrer Meinung nach hat der «Surge», die Truppenaufstockung um 30 000 US-Soldaten, nichts bewirkt?

Natürlich hat er etwas bewirkt. Wenn fünf Brigaden neu in die Schlacht geworfen werden, machen diese einen taktischen Unterschied aus. Aber der Erfolg kam nicht daher, dass man sie draussen im Volk platziert hatte. Die Vorstellung, dass der «Surge» Erfolg hatte, weil die Taktik verändert wurde, ist falsch.

Sie sagen, die Vorstellung von Petraeus als Retter in der Not sei ein Mythos. Gibt es dafür historische Parallelen?

Der Mythos des «Retter-Generals» basiert auf einem anderen Mythos aus dem Vietnamkrieg, nach dem Oberbefehlshaber General Westmoreland den Krieg in ein Fiasko geritten hatte, bis schliesslich Clayton Abrahams im Sommer 1968 das Oberkommando übernahm. Auch er – wie Petraeus später – drehte angeblich den Krieg, indem er die Truppen einen Anti-Guerilla-Krieg kämpfen liess. Konsultieren wir aber die Primärquellen, und das habe ich als Historiker gemacht, dann beobachten wir vielmehr Kontinuität zwischen Westmoreland und Abrahams als eine Kehrtwende. Die Geschichte vom «Retter-General» ist eine schöne Geschichte, aber sie stimmt nicht. Die Wahrheit sollte nie Opfer einer falschen Geschichte werden, bloss weil sie moralisch schmeichelhaft klingt.

Warum ging der Vietnamkrieg verloren?

Nicht Monster-Generäle und stupide Armeen, die nicht wussten, wie man Aufstände bekämpft, waren schuld. Das Debakel war einer falschen Grossstrategie geschuldet, die Generalität hätte früh erkennen müssen,

Kriegsheld warnt

Ein Atom-Deal mit Teheran wäre ein historischer Fehler, sagt General Petraeus.

Nach langem Schweigen infolge einer Sex-Affäre hat sich der ehemalige CIA-Chef David Petraeus zurückgemeldet. Und er spart nicht mit eindringlichen Worten. «Langfristig ist die grösste Bedrohung für den Irak nicht der Islamische Staat. Vielmehr sorgt die von Teheran unterstützte Schiiten-Miliz für Instabilität», so der Viersternegeneral. «Der Einfluss des Iran in der Region war selten hilfreich für die USA und ihre Alliierten.»

Petraeus' Warnung scheint direkt an US-Präsident Obama gerichtet. Jüngst mehrten sich die Anzeichen, dass die Atomverhandlungen zwischen den USA und dem Iran vor einem Durchbruch stehen könnten. Petraeus macht kein Hehl daraus, was er von einem allfälligen Nuklear-Deal hält: nichts. Ein Bündnis mit den Mullahs sei ein historischer Fehler.

Petraeus' Wortmeldung in verschiedenen Medien kommt überraschend. Anfang März hatte er sich schuldig bekannt, seiner Ex-Geliebten Paula Broadwell Einblick in streng geheime Pentagon-Unterlagen gewährt zu haben, damit sie seine Biografie schreiben konnte. Trotz Verfehlungen wird der drahtige Feldherr von Volk und Politikern beider Lager als Held verehrt.

Als Hauptschuldigen für das Blutvergiessen im Irak bezichtigt Petraeus Ex-Premierminister Nuri al-Maliki. Dessen «autoritäre und korrupte Haltung nach dem Rückzug der US-Kampftruppen 2011» habe die hart erkämpfte Stabilität zunichte gemacht, sagte er der *Washington Post*. Die von Maliki und dem Iran gestützten schiitischen Milizen hätten die Sunniten in die Enge getrieben und «die Tür für den Islamischen Staat geöffnet».

Petraeus äusserte sich negativ über den von Obama befohlenen Komplettabzug. «Ich wünschte, wir hätten eine substanzielle Truppenzahl im Land gelassen.» Die Lage im Irak bezeichnet er als «schwierig, aber nicht hoffnungslos». Zur Stabilisierung empfiehlt er dieselbe Strategie, die er als Oberkommandierender 2007/08 angewandt hatte: «eine umfassende, zivilmilitärische Aufstandsbekämpfung». Allerdings müssten die irakischen Truppen nun den Job «mit eigenen Stiefeln» verrichten. (geh)

dass der Krieg ungewinnbar war, gemessen an dem moralischen und materiellen Preis, den die Amerikaner zu zahlen gewillt waren. Die Legende vom «Retter-General» ist verhängnisvoll. Denn sie lehrt, dass der Krieg trotz falscher Grossstrategie hätte gewonnen werden können, wenn bloss früh genug ein solcher Retter zum Einsatz gekommen wäre, welcher die Soldaten in COIN-Rockstars verwandelt hätte. Ich sage «verhängnisvoll», denn ein ähnliches Szenario wiederholte sich im Irakkrieg. Wieder eine falsche Grossstrategie, wieder ein «Retter-General». Und damit nicht genug, noch einmal wiederholte sich das Drehbuch. In Afghanistan, im Februar 2009, wird General David McKiernan auf entwürdigende Weise ersetzt durch den dritten «Retter-General», Stanley McChrystal. Weil die Politik und die Militärspitze keine ehrliche Strategie-Analyse vorgenommen hatten, wurden die gleichen Fehler wiederholt.

Wo sehen Sie die Gründe für das Scheitern in Afghanistan?

Das explizite und zentrale Ziel der Afghanistan-Intervention lautete: die Zerstörung von al-Qaida. Dafür hätte eine kleine Truppe gereicht. Stattdessen setzten wir uns in grosser Zahl fest und machten militärische Staatenbildung. Wir haben einen Presslufthammer gebraucht, um den Nagel durch Sperrholz zu schlagen – ein feiner Holzhammer hätte den Job viel besser erledigt.

Die Architekten der modernen Aufstandsbekämpfung wie John A. Nagl (Autor von: «Learning to Eat Soup with a Knife») sind sich der Schwierigkeiten ihrer Strategie bewusst. Nagl nennt Anti-Guerilla-Kriege «unbefriedigende Kriege», die grosse Zähigkeit verlangen.



«Störenfried»: US-Army-Oberst Gentile.

Er hat recht. Aufstandsbekämpfung dauert lang, ist sehr teuer und oft ergebnislos. Wenn eine Nation nicht bereit ist, Jahrzehnte in einem Land mit einem grossen Truppenkontingent zu verbleiben und Milliarden auszugeben, um fremde Institutionen neu aufzubauen, dann muss man sich von Beginn weg fragen, ob man überhaupt eingreifen soll. Eine solche ehrliche und offene Diskussion hatten wir weder vor dem Afghanistan- noch vor dem Irakkrieg.

Allerdings kann man sich einen Krieg nicht in jedem Fall aussuchen, manchmal wird er einem aufgezwungen.

Ich denke, wir sollten uns an B.H. Liddell Hart (1895–1970) orientieren, dem britischen Militärhistoriker, der die Entwicklung des gepanzerten Krieges stark beeinflusste. Er sagte, Ziel des Krieges sei, «einen besseren Frieden zu erlangen». Das war im Zweiten Weltkrieg der Fall und im Amerikanischen Bürgerkrieg. Das waren also befriedigende Kriege. Die Lehre für uns Amerikaner aus den Kriegen in Afghanistan und dem Irak lautet: Die einzigen Kriege, die wir führen sollten, sind befriedigende Kriege. In einem befriedigenden Krieg haben wir Optionen. In einem befriedigenden Krieg sind wir nicht in ein taktisch-operationelles Korsett eingeschnürt wie bei der Aufstandsbekämpfung. In einem befriedigenden Krieg verfolgen wir eine Strategie, die auf einem starken Verständnis der Grenzen amerikanischer Militärmacht basiert, die Welt zu verändern.

Ihre Kritik am Anti-Guerilla-Krieg beschränkt sich nicht allein auf sein angebliches Versagen. Sie behaupten auch, die neue Strategie habe die Entwicklung des US-Militärs nachhaltig beschädigt.

Das Fokussieren auf den Anti-Guerilla-Krieg hat unseren Blick für das Wichtigste verstellt: die Fähigkeit einer Armee, jederzeit effektiv zu kämpfen. Seit 1775 waren Artillerie-Einheiten das Rückgrat der US-Armee. Heute sind neunzig Prozent dieser Einheiten unfähig, korrektes Artillerie-

riefeuer zu führen – das ist der niedrigste Level in unserer Geschichte. Beim Gefecht mit kombinierten Waffen zum Beispiel haben wir deutlich an Fähigkeiten verloren.

Aus dem Establishment des US-Militärs werden Sie heftig kritisiert. Man wirft Ihnen vor, ein unnötiges «Entweder-oder-Dilemma» aufzubauen. Beides sei nötig: Anti-Guerilla-Kampf und Konflikt hoher Intensität. Warum also nicht beides tun?

Wenn du beides tun willst und einen Mittelweg wählst, bist du zwar gut gerüstet für Anti-Guerilla-Operationen. Aber was geschieht, wenn du einen Konflikt hoher Intensität mit verbundenen Waffen austragen musst? Die Schwierigkeit, mit

«Passt auf, dass Ihr jederzeit in der Lage seid, die Schweizer Grenze zu verteidigen.»

Truppen, die auf die Aufstandsbekämpfung spezialisiert sind, einen solchen konventionellen Kampf zu führen, ist viel grösser als umgekehrt. Ein Beispiel dafür ist der Libanon-Krieg 2006, als Israel mit der vom Iran unterstützten Hisbollah-Miliz zusammensties. Die Hisbollah

operiert viel mehr als traditionelle Armee denn als terroristische Gruppe. Die israelische Armee biss sich an ihr die Zähne aus, weil sie während Jahren viel zu stark auf Anti-Guerilla-Kampf fokussiert und die Fähigkeiten, einen konventionellen Krieg zu führen, vernachlässigt hatte.

Die US-Streitkräfte scheinen allerdings schon längst auf eine neue Kriegsstrategie umgeschwenkt zu sein. Die Kriege Obamas werden aus grosser Höhe geführt. Mit Drohnen statt Stiefeln am Boden. Wohin führt diese Entwicklung?

Im US-Verteidigungsministerium läuft eine Debatte, die sich um die Frage dreht: Wir haben all dieses Hightech-Zeug, wir haben eine extrem starke Seeflotte, eine extrem starke Luftwaffe – warum brauchen wir überhaupt eine zahlenmässig grosse Armee? Auf eine Art ist es vergleichbar mit dem, was in der Schweiz zur Debatte steht. Armeen sind teuer, ein Grund dafür ist: Sie sind personalintensiv. Folglich ist die Auffassung populär: Wir schaffen uns eine leichte Infanterie an, sparen an Soldaten, setzen auf Anti-Guerilla-Kampf, und den Rest lösen wir mit Hightech. Was aber ist, wenn wir die Zukunft nicht richtig lesen, wenn die Zukunft nicht mehr Kriege wie im Irak oder in Afghanistan bringt? Was, wenn wir die Truppen des IS am Boden bekämpfen müssen?

Die Schweizer Armee befindet sich mitten in der Weiterentwicklungsdebatte. Welchen Rat geben Sie uns?

Die Schweiz und die USA sind kaum zu vergleichen, was die Strategie betrifft. Aber das legendäre Zitat von Matthew Ridgway, General im Zweiten Weltkrieg sowie im Koreakrieg, ist ein guter Richtwert: «Sei allzeit bereit zu effektivem Kampf, das ist der Hauptzweck einer Armee.» Wenn ihr Ridgway ins Zentrum des politischen und strategischen Komplexes stellt, dann könnt ihr nicht falsch liegen. Ich bin kein Schweiz-Experte, aber wenn ihr die Grenzverteidigung als zentrale Aufgabe eurer Armee definiert – Boy! –, dann passt auf, dass ihr jederzeit dazu in der Lage seid. Wenn ihr das korrekt tun könnt, dann könnt ihr auch alle anderen Dinge tun, die ihr tun können müsst.

Gian Gentile ist ehemaliger Oberst der US-Armee und langjähriger Dozent für Militärgeschichte an der US Military Academy in West Point. Zuerst in Deutschland und Korea stationiert, absolvierte er als Kommandant zwei Kriegseinsätze im Irak, 2003 in Tikrit und 2006 in Bagdad. Heute ist er Berater bei der amerikanischen Denkfabrik Rand Corporation.

Gian Gentile besuchte die Schweiz auf Einladung der Schweizerischen Offiziersgesellschaft der Panzertruppen, vor deren Generalversammlung er eine Rede hielt.

**«Ich bin Vaudoise.
Ich nehme es gelassen. Für meine
Familie ist gesorgt und meine
Steuern sind optimiert.»**

Werden auch Sie Vaudoise. RythmoCapital bietet die Gewähr einer kompletten Vorsorge, die auf Ihre Finanzen und Ihren Lebensstil zugeschnitten ist. Neben Steuervorteilen erhalten Sie in den ersten beiden Jahren einen aussergewöhnlichen Zinssatz von 3%. Wenden Sie sich an einen Berater in Ihrer Nähe: vaudoise.ch oder 0800 814 914

Da, wo Sie sind.

 **vaudoise**



Krisengebiet: «Young Pink Kate» von Juergen Teller, London, 1998.



Bettgeschichten

Von Daniele Muscionico

Keiner hat ihn je benannt, niemandem ist er bis heute aufgefallen. Das Bett ist der Kulturraum, der alle Völker verbindet. Es ist der Kulturraum aller Nationen, Religionen, Währungen und anderer möglicher Missverständnisse. Das Bett ist der Vorhof zum Nirwana, und alle Menschen werden Brüder im Schlaf.

Das Bett ist ein Kulturraum, doch es ist nicht nur ein Gebiet, ein Kultur- und Rückzugsgebiet. Es ist der kleinste gemeinsame Nenner aller menschlichen Bedürfnisse. Dabei gilt für ihn, was für jeden Kulturraum gilt, er ist umworben, umkämpft, er ist beständig in der Krise. Bei Licht betrachtet, ist das Bett sogar ein einziges grosses Krisengebiet. Nirgendwo sind sich Freund und Feind näher als im Bett.

Und wo die Krise ist, ist die Kunst nicht weit. Zwei grosse Kunstaussstellungen machen gegenwärtig das Bett zu ihrem Thema. Die junge Kate Moss mit rosa Bettfrisur nimmt dabei an einer Schau in Wien teil, die sich simpel «Schlaflos» nennt. In Wien verhandelt man das Bett in Geschichte und Gegenwartskunst und zeigt alte Meister und junge Models.

Das Bett, wieso gerade jetzt? Weil vor vierzig Jahren zwei Hippies den Vietnamkrieg damit bekämpften, indem sie ein «Bed-in» veranstalteten? Yoko Ono und John Lennon nahmen ihre Flitterwochen zum Anlass, im März 1969 in ihrem Hotelzimmer in Amsterdam eine Woche lang in den Federn zu bleiben; sie plauderten von ihrem Bett aus mit Reportern aus aller Welt. Auch über den Krieg.

Denn wenn Leben Kunst ist, darf das Bett nicht leer bleiben. Gegenwärtig wird sogar das berühmteste Bett der westlichen Gegenwartskunst wieder aufgeschlagen, und das in der Londoner Tate Britain. Dort erzählen eine schmutzige Matratze, Schmuddellaken und andere Unappetitlichkeiten nebst vielen, vielen Schnapsflaschen von den wüsten Tagen und Nächten der Künstlerin Tracey Emin: «... and I had been drinking like an absolute fish», sagte sie später. Als die Installation «My Bed» 1999 für den renommierten Turner-Preis nominiert wurde, war der Kunstskandal perfekt.

Warum eigentlich? Die privaten Hinterlassenschaften von Emin gehören heute dem deutschen Sammler und Industriellen Christian Graf Dürckheim-Ketelhodt. Er hat sie letzten Sommer ersteigert, sie waren ihm mehr als drei Millionen Euro wert. Und die Moral von der Geschichte: Was ist das beste Ruhekissen? Das Finanzpolster.

My Bed: Bis Juni 2016 in der Tate Britain.

Schlaflos: Bis 7. Juni 2015 im Wiener 21er Haus.

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Martin Suter:** Montecristo (*Diogenes*)
- 2 (–) **Lukas Hartmann:**
Auf beiden Seiten (*Diogenes*)
- 3 (4) **Lucinda Riley:** Die sieben Schwestern
(*Goldmann*)
- 4 (2) **Jussi Adler-Olsen:** Verheissung –
Der Grenzenlose (*DTV*)
- 5 (3) **Milena Moser:** Das Glück sieht immer
anders aus (*Nagel & Kimche*)
- 6 (9) **Peter Bichsel:** Über das Wetter reden
(*Suhrkamp*)
- 7 (5) **Cecelia Ahern:** Das Jahr, in dem ich dich
traf (*Fischer Krüger*)
- 8 (8) **Ian McEwan:** Kindeswohl (*Diogenes*)
- 9 (6) **John Grisham:** Anklage (*Heyne*)
- 10 (10) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt
ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)

Sachbücher

- 1 (3) **Thomas Maissen:** Schweizer
Heldengeschichten ... (*Hier + Jetzt*)
- 2 (1) **Giulia Enders:**
Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (2) **Wilhelm Schmid:**
Gelassenheit (*Insel*)
- 4 (–) **Walter Mischel:**
Der Marshmallow-Test (*Siedler*)
- 5 (4) **Jean Ziegler:**
Ändere die Welt! (*Bertelsmann*)
- 6 (6) **Mahtob Mahmoody:**
Endlich frei (*Ehrenwirth*)
- 7 (5) **Tanja Grandits, Myriam Zumbühl:**
Kräuter (*AT*)
- 8 (8) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres
Licht an (*Giger*)
- 9 (9) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung
(*Bibliographisches Institut*)
- 10 (–) **Kurt Lauber:** Matterhorn,
Bergführer erzählen (*Droemer Knaur*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: «Mein Kampf»

In Los Angeles ist letzte Woche eine signierte Ausgabe von Adolf Hitlers Programmschrift «Mein Kampf» für 43 750 Dollar verkauft worden. Was nur wenigen bekannt ist: Auch die Schweizerische Nationalbibliothek in Bern besitzt ein vom Führer signiertes Exemplar des zweibändigen Werks – die Nummer 35 einer auf 500 Exemplare limitierten «Prachtausgabe». Wie kam sie in die Schweiz? Bei der Nationalbibliothek weiss man nur, dass man die Ausgabe 1950 vom schweizerischen Generalkonsulat in München erworben hat. Hatte der Generalkonsul das Buch einst von Hitler persönlich erhalten? Darüber ist weder in Bern noch in München etwas in Erfahrung zu bringen. Der Geschichte jenes Exemplars nachzugehen, das wäre doch eine dankbare Arbeit für einen Geschichtsstudenten! (rb)

Religion

Der erste Christ

Judas war kein Verräter: Amos Oz' neues Buch ist ein Freispruch für die verwerflichste Gestalt der Bibel. Von Pierre Heumann

Er ist seit 2000 Jahren das Symbol gemeinsamen Verrates: Judas Ischariot. In vielen westlichen Sprachen ist das Wort «Judaskuss» gar ein Synonym für ultimativen Treubruch – so durchdrungen ist die abendländische Kultur vom negativen Judas-Image. Die Grundlage dafür hat das Neue Testament gelegt. Auch wer es nicht gelesen hat, hält, aufgrund des Sprachgebrauchs, den Judaskuss für das Schädigste und Verwerflichste dieser Welt. Das Image des Denunzianten wurde in der Folge auf alle Juden übertragen – als Klischee des treulosen Verleumders, der für Geld Vertrauensbruch begeht.

In den vier Evangelien werden die Römer entlastet und die Juden belastet. Damit wurde die Basis des christlichen Antisemitismus gelegt. «Judas, der Teufelsgehilfe, hat seinen verruchten Namen dem ganzen Judentum vererbt», sagte bereits Papst Gelasius im 5. Jahrhundert. «Judaslohn» steht bis heute für unredlich verdientes Geld. Judas, der Verräter, wurde in der christlichen Welt zum Archetyp aller Juden.

Reichlich undifferenziert wurde das in der Kunst der Renaissance kolportiert, die Judas als Inkorporation des Bösen zeigte. Bei den grössten Künstlern Europas wurde Judas als hässlicher Jude dargestellt und dem arischen Menschenbild gegenübergestellt – eine Typisierung, die den Nazi-Cartoons später als Vorbild diente. Eindrücklich zum Beispiel die in Stein gemeisselte Judas-Figur an einem Kapitell der Saint-Lazare-Kathedrale in Autun, die aus dem 12. Jahrhundert stammt. Judas hängt mit grässlich verzerrtem Mund und aufgerissenen Augen am Baum, von beiden Seiten machen sich zwei Dämonen über ihn her. Im «Letzten Abendmahl» von Leonardo da Vinci, um das wohl berühmteste Beispiel zu nennen, hält Judas einen kleinen Geldbeutel, in dem sich wohl die dreissig Silbermünzen befinden, und er sitzt in einer tieferen Position als alle anderen Jünger.

Jeder kannte Jesus

Christlichen Schülern werde dieses Narrativ seit Jahrhunderten beigebracht, und es bestimme, ja vergifte seit Jahrhunderten die Beziehungen zwischen Juden und Christen, sagte Amos Oz neulich an einem Vortrag in einem Tel Aviver Schachzentrum. Der «berühmteste Kuss in der Geschichte» habe ihn bereits als Teenager fasziniert. Sein Interesse habe die Passionsgeschichte aus mehreren Gründen ge-



Im Glauben erschüttert: Judaskuss.

weckt. Weshalb hätte Judas, ein reicher Städter, für dreissig Silberstücke Verrat begehen sollen? Das habe, auf heute umgerechnet, rund 630 Franken entsprochen. Judas war ein Mann von Welt, der es nicht nötig hatte, mit hinterhältiger Falschheit seinen Meister für Geld dem Feind auszuliefern.

Keinen Sinn hat für Oz auch die Interpretation, der Kuss sei verräterisch gewesen: Jeder in Jerusalem kannte Jesus – weshalb musste Judas den Römern mit seinem Kuss zeigen, wer Jesus war, wie in der Bibel behauptet wird?

Warum Judas Jesus der Obrigkeit preisgab, hat Oz während Jahrzehnten beschäftigt. Nicht als Historiker, Theologe oder als Ideologe versuchte er, der Sache auf den Grund zu gehen,



sondern als Detektiv und Geschichtenerzähler, der stets in die Haut seiner Protagonisten schlüpft. So schickte er sich an, 2000 Jahre später das Rätsel um den Judaskuss zu erforschen.

Das haben andere vor ihm ebenfalls versucht. In den vergangenen Jahrzehnten wurde die Figur Judas in verschiedenen Facetten immer wieder neu interpretiert. Der amerikanische Theologe William Klassen hielt vor zwanzig Jahren zum Beispiel den Judaskuss zwar für historisch, stellte aber Judas als treuen Freund von Jesus dar. Für Hans Küng ist der Judaskuss «historisch schwer erklärbar», und es sei «unklar, wer bei der Verhaftung beteiligt war». Ein anderer Theologe, Hans-Josef Klauck, der an der Divinity School in Chicago forscht und mit

einem Ehrendoktorat der Universität Zürich ausgezeichnet wurde, meinte Ende der 1990er Jahre, dass man sehr, sehr wenig Historisches über Judas wisse – «aber doch etwas mehr als

Judas, ist Oz überzeugt, habe geglaubt, dass der Tod Jesus nichts anhaben könne.

nichts». Je später ein Evangelium geschrieben wurde, desto schlechter sei das von Judas gezeichnete Bild. Klauck fordert eine Rehabilitierung des Ex-Jüngers: «Man sollte Judas wie jedem Menschen das Recht zugestehen, sich gegen Jesus zu entscheiden», gab er vor einiger

Zeit in einem Zeitungsinterview zu Protokoll. Der deutsche Philologe und Schriftsteller Walter Jens hat in seinem Roman «Der Fall Judas» einen Prozess beschrieben, in dem Judas seliggesprochen wird. Bei Eric-Emmanuel Schmitt («Das Evangelium nach Pilatus») ist Judas ein treuer Jünger seines Herrn, der ihn aus Loyalität verrät, um die Heilsgeschichte zu vollenden.

Der israelische Star-Autor Amos Oz geht indessen einen Schritt weiter. Letztlich, so seine These, habe Jesus Judas verraten. Oz hält Judas für vollkommen unschuldig. Das Narrativ, er sei unaufrichtig gewesen, tue Judas deshalb unrecht. Judas habe den Römern vielleicht Informationen über Jesus preisgegeben. Aber nur, weil er der ganzen Welt dessen Grösse beweisen wollte.

Judas, so rekonstruiert Oz, sei als Erster von der Göttlichkeit Jesu überzeugt gewesen, und zwar restlos. Er war sich sicher, dass Jesus allmächtig war. Judas glaubte mehr an Jesus, als dieser an sich glaubte. Er war sich sicher, dass bald allen Menschen die Augen geöffnet würden, und wenn sie das Licht sehen würden, dann würde die Welt erlöst.

Zur besten Sendezeit

So stark war der Glaube von Judas an Jesus, dass er keine Minute daran zweifelte, dass Jesus vom Kreuz herabsteigen und die Welt erlösen werde. Dass das am Vorabend des jüdischen Pessachfestes in Jerusalem geschehen sollte, an dem jeweils Pilger aus dem ganzen Land teilnahmen, würde einen gewaltigen PR-Effekt zur Folge haben. Heute würde man sagen: Es hatte zur besten Sendezeit über die Bühne zu gehen. Alle würden auf die Knie fallen – die Priester und das einfache Volk, Römer und Edomiter, Reiche und Arme, die aus Anlass des Pessachfestes nach Jerusalem geströmt waren. Für Judas war es ein klarer Fall: «Damit würde das Himmelreich auf Erden seinen Anfang nehmen!»

Was dann geschah, muss Judas in seinem Glauben erschüttert haben, rekonstruiert Oz. Während Jesus am Kreuz schmachtet, unter schrecklichen Qualen am Kreuz mit dem Tod kämpft, das Blut aus seinen Wunden fliesst und die Fliegen sich auf die Wunden setzen, hat Judas zwar immer noch keinen Zweifel, dass sich Jesus bald von den Nägeln befreien und dem Volk zurufen werde: «Liebet einander.»

Dass Jesus dann aber doch am Kreuz an Blutverlust starb «wie jeder andere Mensch aus Fleisch und Blut» – darin sieht Oz einen Verrat an Judas. Das Lebensziel des Jesus-Gläubigen zerbrach. Judas begriff, dass er den Tod des Mannes herbeigeführt hatte, den er so sehr liebte und verehrte. Judas, ist Oz überzeugt, habe geglaubt, dass der Tod Jesus nichts anhaben könne. Er wollte ihm die Möglichkeit geben, seine Göttlichkeit zu beweisen. Sonst hätte er ihn nicht den Feinden ausgeliefert.

Amos Oz: Judas. Suhrkamp. 335 S., Fr. 33.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Leviathan	★★★★★
	Regie: Andrei Swjaginzew	
2	Birdman	★★★★★
	Regie: Alejandro González Iñárritu	
3	Shaun the Sheep Movie	★★★★☆
	Regie: M. Burton / R. Starzack	
4	Cinderella	★★★★☆
	Regie: Kenneth Branagh	
5	American Sniper	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
6	Still Alice	★★★★☆
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
7	The Imitation Game	★★★★☆
	Regie: Morten Tyldum	
8	Une nouvelle amie	★★★☆☆
	Regie: François Ozon	
9	Insurgent	★★★☆☆
	Regie: Robert Schwentke	
10	La famille Bélier	★★★☆☆
	Regie: Eric Lartigau	

Kinozuschauer

1 (1)	Shaun the Sheep Movie	17 097
	Regie: Richard Golezowski, Mark Burton	
2 (2)	The Divergent Series: Insurgent	12 811
	Regie: Robert Schwentke	
3 (3)	Kingsman: The Secret Service	12 394
	Regie: Matthew Vaughn	
4 (-)	Home (3-D)	9565
	Regie: Tim Johnson	
5 (-)	Der Nanny	9432
	Regie: Matthias Schweighöfer	
6 (4)	Cinderella	8981
	Regie: Kenneth Branagh	
7 (5)	Still Alice	7627
	Regie: R. Glatzer / W. Westmoreland	
8 (6)	The Boy Next Door	7482
	Regie: Rob Cohen	
9 (8)	Samba	5796
	Regie: Eric Toledano, Olivier Nakache	
10 (7)	American Sniper	5746
	Regie: Clint Eastwood	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Die Tribute von Panem 3 (Impuls)
2 (-)	Die Pinguine aus Madagascar (Fox)
3 (1)	Ruhet in Frieden (Impuls)
4 (-)	Halo: Nightfall (Impuls)
5 (2)	Ninja Turtles (2014) (Rainbow)
6 (3)	Saphirblau (Impuls)
7 (4)	Northmen – A Viking Saga (Ascot Elite)
8 (5)	The Equalizer (Sony)
9 (-)	Calvary – Am Sonntag bist du ... (Ascot)
10 (7)	Männerhort (Rainbow)

Quelle: Media Control



Freiheitsgier: Dani (Merlin Rose), Pitbull (Marcel Heuperman) und Rico (Julius Nitschkoff) (v.l.).

Kino

Total enthemmt

Der deutsche Film «Als wir träumten» erzählt von der wilden Euphorie DDR-Jugendlicher nach dem Mauerfall.
Von Wolfram Knorr

Manche deutschen Filme sind richtig arme Schlucker. Nicht, weil sie schlecht sind, ihre Plots und ihre Machart wenig taugen, sondern weil äussere Umstände sie dazu machen. Und diese setzen sich aus dem «Tatort»-Wahn in der Glotze und den Familienfilmen im Kino zusammen. Was also weder einer Krimihandlung entspricht noch einem heiteren Sippchaftschaos, fällt durchs Rüttelsieb der Wahrnehmung. So gesehen ist Til Schweiger der Günstling der Auslese; er hat den «Tatort»-Kommissar mit dem «Keinohrhasen»-Papa unter einen Hut gebracht.

Ein deutscher Film ohne das eine oder das andere, sich um Realitätsnähe bemühend und auch noch in der Ex-DDR, der Zeit nach dem Mauerfall spielend, ist dann ein extrem bemitleidenswerter Schlucker. Da nützt auch die literarische Vorlage nichts. Die fuhr zwar 2006 in die deutsche Literaturszene wie ein Schlag in den Solarplexus ein, dafür ist die Szene eher dröge. Gemeint ist Clemens Meyers furioser Wenderoman «Als wir träumten», der ungeschliffen einen aus den Fugen geratenen Alltag Leipziger Jugendlicher der frühen neunziger Jahre beschreibt. Andreas Dresen («Halbe Treppe») und der bewährte Drehbuchautor Wolfgang Kohlhaase («Solo Sunny») setzen die Vorlage durchaus kongenial, in einer Mischung aus eruptiver Enthemmung und delirierender

Hoffnungsseligkeit um. Weniger die roh erzählte Story steht im Mittelpunkt als vielmehr ein Lebensgefühl, das die Väter und Mütter genauso ergriff wie die Jugend. Während die Alten gelähmt reagieren, trinken und meckern, driftet der Nachwuchs in wilde Rausche ab – als befänden sich alle in einer Taucherkugel und müssten, unterschiedlich reagierend, eine brutale Dekompression durchmachen.

Dani, Mark, Rico, Pitbull, Fred und das von allen vergötterte Sternchen sind die Clique, die am Rande von Leipzig die totale Freiheit ausleben will, im geklauten Auto durch die nächtliche Stadt karriert, andere Karren demoliert, säuft und krakeelt, zu härteren Drogen greift und den Kapitalismus sofort leben will, als gäbe es kein Morgen. Ohne Genehmigungsgeköns ziehen sie in einer alten Fabrik einen Technoklub mit viel Alkohol auf und betäuben sich im ohrenbetäubenden Wummern. Doch die wilden Träume bleiben düster; zu wenig Mädchen kommen, der Strom fällt aus, und die Glatzen melden Ansprüche an. Derb und unnachgiebig kollidiert die Clique mit der Wirklichkeit, die sich nicht einfach so aufbrechen lässt. Kurze Rückblenden aus der spiessigen, durchorganisierten DDR-Zeit zeigen, wie die Träume zu schwelen begannen und nach der Wende sich unkontrolliert Bahn brachen. Dresens Adaption hat ein Manko, das den deutschen Film

häufig plagt: Es wird zu viel behauptet. So erfährt man nichts über die Herkunft der Glatzen, warum der eine zum Heroin greift, der andere im Gefängnis landet und was es mit der Boxerkarriere eines Dritten auf sich hat. Der Freiheitsgier fehlt ein anschaulich nachvollziehbarer Hintergrund, auch wenn die Besetzung mit Merlin Rose, Joel Basman, Julius Nitschkoff, Ruby O. Fee das Manko über weite Strecken vergessen lässt. ★★★☆☆

Weitere Premieren

The Little Death — Was für eine komplett schräge Story! Fünf Vorstadtpärchen der Mittelklasse haben bizarre Sexfantasien und wollen sie auch ausleben. Da ist zum Beispiel Maeve, die mal vergewaltigt werden möchte, aber nicht von ihrem Partner Paul. Oder Phil, ein «Somnophiler», der nur erregt ist, wenn seine Frau pennt. Oder Evie, die nur Rollenspiele erregen, und so weiter. Die australische Spinnerei von Josh Lawson (Regie und Buch) ist auf jeden Fall perverser als «Fifty Shades of Grey», auch wenn sie ästhetisch zunächst daherkommt, als wäre sie eine australische Version von Oswald Kolles einstigen Aufklärer-Oberlehrer-Filmen, die in den sechziger Jahren das deutsche Publikum erregten. Doch bald nehmen die sexuellen Sehnsüchte der Paare einen Verlauf, den sie nicht erwartet haben. Da gelingen dem Autor zum Teil rich-



Kuriose Wendungen: «The Little Death».

Fragen Sie Knorr

Kürzlich las ich, Idris Elba, Star der Krimi-Reihe «Luther», werde der neue James Bond, wenn Daniel Craig abtritt. Ich gehe davon aus, dass das ein Scherz war. Aber eigentlich hätte er das Zeug dazu. Was halten Sie von ihm? B. M., Olten



Idris Elba ist zwar Brite, aber schwarz. Die Mutter stammt aus Ghana, der Vater aus Sierra Leone. Bond-Erfinder Ian Fleming hat sich einen weissen Agenten ausgedacht, was nicht heisst, dass das bis zum Nimmerleinstag so

bleiben muss. Nur kann ich mir nicht vorstellen, dass die Produzenten diesen Schritt wagen würden. Elba hat eine ungeheure Präsenz. Schon in der brillanten US-Serie «The Wire» zeigte er als ehrgeiziger Drogen-dealer sein aussergewöhnliches Können, und in «Luther» offenbart er sein Rollenprofil: ein Einzelgänger von grosser Eleganz, der sich permanent für sein impulsives Verhalten rechtfertigen muss. Eine sehr aktuelle Figur. Insofern in der Tat ein Bond. ★★★☆☆



Tourismus-Werbung: «The Second Best...».

The Second Best Exotic Marigold Hotel — Was für ein Jammer! Das Original hatte Charme und eine wunderbare britische Ironie im Widerständigen gegen das dahinwelkende Alter, wunderbar verkörpert durch Brit-Charaktere von Maggie Smith über Judi Dench bis Bill Nighy. Rentner, die keine Lust haben, ihre letzten Tage im tristen England zu verbringen, und in Indien, in jenem sanft vor sich hin dämmernden exotischen «Marigold»-Hotel, zu neuem Leben aufblühen. Das kam an, und prompt musste eine Fortsetzung her. Doch der fehlt nun alles: Charme, Witz, Esprit. Eine kalt kalkulierte und ziemlich verlogene Tourismus-Werbung für Indien. Schade. ★★★☆☆

Mara und der Feuerbringer — Fantasy aus deutscher Feder, geht das? Zumindest dieser Versuch von Tommy Krappweis ist gescheitert. Wahrscheinlich werden nicht einmal Kinder daran Spass haben. ★★★☆☆

bleiben muss. Nur kann ich mir nicht vorstellen, dass die Produzenten diesen Schritt wagen würden. Elba hat eine ungeheure Präsenz. Schon in der brillanten US-Serie «The Wire» zeigte er als ehrgeiziger Drogen-dealer sein aussergewöhnliches Können, und in «Luther» offenbart er sein Rollenprofil: ein Einzelgänger von grosser Eleganz, der sich permanent für sein impulsives Verhalten rechtfertigen muss. Eine sehr aktuelle Figur. Insofern in der Tat ein Bond. ★★★☆☆

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Liebeslied für Mutter Afrika

Von Peter Rüedi

Er ist zwar nicht wie sein Kollege Lucas Niggli in Kamerun geboren, aber auch Dominic Egli, 1976 im zürcherischen Obfelden zur Welt gekommen, unterhält eine lange Liebesbeziehung zu *mother Africa*. Sie ist für einen Drummer noch ein bisschen näherliegend als für Jazzmusiker insgesamt, schwarze Jazzmusiker insbesondere. Schon in den vierziger Jahren suchte Art Blakey in Afrika seine Meister-Drummer (1953 erschien seine Platte «Message from Kenya»); Randy Weston, Yusef Lateef und andere suchten ihre Inspiration in der Rückbesinnung auf den Schwarzen Kontinent, und noch Coltranes «Africa/Brass» gehört in diesen Zusammenhang. Vor solchem Hintergrund könnte die afrikanische Seelensuche eines Schlagzeugers von hinter dem Albis, der 2001 erstmals zu Studien in Ghana war, wie eine Frivolität erscheinen. Doch «Fufu Tryout», die vielleicht etwas irreführend nach einer afrikanischen Basismahlzeit (einem Brei aus Maniok oder Jams und Kochbananen) benannte CD von Eglis Gruppe Plurism (neben dem subtilen Leader der tolle Bassist Raffaele Bossard und der agile Donat Fisch an Alt- und Tenorsaxofon), ist das genaue Gegenteil. An etwas mehr als der Hälfte der Titel ist mit seinem uneitlen, poetischen Spiel der südafrikanische Jazz-Trompeter Fezile «Feya» Faku beteiligt (zeitweilig Partner von Abdullah Ibrahim). Eglis Plurism *plus one* hüten sich mit viel Takt, afrikanische Folklore zu imitieren oder ihren Jazz mit oberflächlichen Afro-Klischees pseudo-authentisch zu parfümieren. In den dreizehn Titeln (zwölf davon stammen von Egli) entwickeln sie ihre eigene *folklore imaginaire*: sehr entspannt, mit grosser Gelassenheit, ohne allen vorgegebenen «afrikanischen» Vitalismus, der doch nur peinliche Erinnerungen an Minstrels der zwanziger Jahre weckte, an Josephine Bakers Bananenröckchen. Egli und Co. geht es um die Verwandlung von afrikanischen Eindrücken. So fehlen auch fast völlig afrikanische Originalinstrumente: kein Balafon-Fake, kein Maultrommel- oder Daumenklavier-Gezirpe. Eine schöne, warme, coole Jazz-CD. Mit allem Respekt und ohne jede Anbiederung.



Dominic Egli's Plurism
with Feya Faku: Fufu Tryout.
Unit UTR 4469

Vom «Le Paris» ins «Eden au Lac»

Neuer Film von «Untergang»-Regisseur Oliver Hirschbiegel in Zürich; wer ist im «Swiss Who's Who»? Von Hildegard Schwaninger



Tolle Leistung: Regisseur Hirschbiegel, Hauptdarsteller Friedel.

Man kennt die Geschwister Scholl und den gescheiterten Hitler-Attentäter von Stauffenberg, wenn es um Widerstandskämpfer im Dritten Reich geht, aber wenige haben je von Georg Elser gehört, der wie sie zu den Mutigen gehört, die sich dem Terror widersetzen und dafür mit dem Leben bezahlen. Elser hat 1939 im Münchner Bürgerbräukeller eine Bombe gelegt, leider ging sie dreizehn Minuten zu spät los, als Adolf Hitler, den sie vernichten sollte, den Saal bereits verlassen hatte. Oliver Hirschbiegel, der Regisseur des Filmes «Der Untergang», hat nun – mit dem Film «Elser» – dem Pazifisten und Widerständler ein Denkmal gesetzt. Der Film lief an der Berlinale, die erste Premiere ausserhalb Deutschlands fand im Kino Le Paris in Zürich statt. Die jüdische Zeitung *Tachles* unterstützte die Veranstaltung. Herausgeber und Chefredaktor Yves Kugelmann konnte nicht dabei sein, er weilte in Amsterdam.

Hirschbiegels Film ist ziemlich brutal, und der Regisseur betonte (in einem von Tele-Züri-Reporter David Karasek im Kinosaal geführten Interview), dass es Folter, Menschenverachtung und totale Rechtlosigkeit, wie er sie in seinem Film vorführt, auch heute noch in mehreren Ländern gibt.

Der Cocktail prolongé (mit Köstlichkeiten vom Vegetarierparadies «Hiltl») vor der Filmpremiere fand in der Nähe des Bahnhofs statt, in

der Boutique Marc O'Polo. Die gehört zum Modeimperium von Anette und Sami Bollag, die sich dafür einsetzen, dass das Grauen des Dritten Reichs nicht in Vergessenheit gerät. Nach der Vorstellung luden die Produzenten von DCM, Marc Schmidheiny, Christoph Daniel und Dario Suter, ins «Eden au Lac». Dort spielte der Filmer Rolf Lyssy gerade mit seiner Jazzband, und man konnte sich bei einem Glas Bier entspannen. Titeldarsteller Christian Friedel (tolle Leistung!) bestellte lieber einen Latte macchiato. An diesem Abend gesichtet: der In-



Gastgeber: Sami Bollag.

dustrielle Thomas Schmidheiny (Vater des Produzenten), Designkünstler Rolf Sachs, Filmproduzent Peter Reichenbach, Oscar-Preisträger Xavier Koller («Reise der Hoffnung»), Zurich-

Film-Festival-Co-Direktor Karl Spoerri, Drehbuchautor Fred Breinersdorfer und seine Tochter Léonie-Claire, die gemeinsam das Drehbuch zu «Elser» verfasst haben.

Der Countdown für die Eröffnung des Modehauses Modissa läuft. Am 21. April eröffnet Michel Péclard, Zürichs innovativer Gastronom, das *rooftop*-Restaurant, das er kurz und bündig «Péclard chez Modissa» nennt. Das grosse Opening findet eine Woche später statt, und am 29. April ist in der neuen Modissa der erste Verkaufstag. Modissa wurde seit August 2014 umgebaut, unter der Leitung von Stararchitekt Matteo Thun, die Firma gehört der Familie Gablinger, CEO von Modissa ist Jean-Pierre Kuhn.

Mit Spannung wartet man auf ein «Swiss Who's Who», das der Genfer Unternehmer Edouard Gueudet im Mai auf den Markt bringt. Der 39-jährige Herausgeber hat drei Jahre lang mit einer siebenköpfigen Jury an diesem Werk gearbeitet. Es umfasst zirka 700 Namen der wichtigsten Exponenten aus Kultur, Politik und Wirtschaft, Menschen, die für die Exzellenz und Wettbewerbsfähigkeit des Landes stehen. Wer drin ist, bleibt streng geheim (nur einen Namen wissen wir, das ist Roger Köppel) – bis zur Präsentation am 5. Mai im Hotel «Baur au Lac». Das Buch hat, wie Gueudet wissen lässt, den Zweck, die Menschen, wel-



«Swiss excellence»: Unternehmer Gueudet.

che die *Swiss excellence* ausmachen, zu vernetzen. Das «Swiss Who's Who» erscheint auf Englisch, kostet 470 Franken (Einführungspreis, später sind es 599 Franken). In diesem Preis inkludiert ist der Zugang zur Online-Plattform, die wöchentlich aktualisiert wird.

Vorfreude bei den Ballettfreunden. Ein Highlight steht vor der Tür: In zwei Vorstellungen von «Giselle» (12. und 19. April) tanzt Polina Semionova, die unvergleichliche Russin, die Titelrolle. Man kennt sie in Zürich bereits. Aus «Schwanensee» in der Choreografie von Heinz Spoerli.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Unter der grossen Eiche

Die Coiffeuse Jessica Thomson, 32, und der Mechaniker Mikel Vernon, 35, haben kürzlich geheiratet. An einem Ort, der Glück bringen soll.



Bewegte Geschichte: Paar Vernon-Thomson.

Jessie: Ich färbte meine Haare knallorange und diejenigen von Mikel türkis; diese beiden Interventionen waren die einzige Eitelkeit, die wir uns am Hochzeitstag erlaubten. Und mein violettfarbener Petticoat, der zu seinen Hosenträgern passte, und die farbigen Turnschuhe.

Mikel: Unsere beiden Mütter waren die Trauzeugen; seltsamerweise hatten beide an unserem Verlobungstag die Nachricht, an Brustkrebs erkrankt zu sein, erhalten. Dieser Umstand trübte die Vorfreude, und auch aus diesem Grund wollten wir das Fest so einfach wie möglich halten. Als Ort für die Zeremonie wählten wir den Treaty Oak Park in Jacksonville, Florida. Der Name ist einer wunderschönen Eiche geschuldet, die ähnlich einem Tintenfisch über gigantische Äste verfügt, die sich um den Stamm ranken. Der Baum ist 250 Jahre alt und hat eine bewegte Geschichte hinter sich, da er immer wieder mal gefällt werden sollte.

Jessie: Die Eiche ist über zwanzig Meter hoch, und die Krone hat einen Durchmesser von rund fünfzig Metern. Erst seit zwanzig Jahren ist die historische Rieseneiche geschützt, und seither wird sie gehegt und gepflegt. Heute verfügt sie über ein ausgeklügeltes Stützsystem, und in der Nacht ist sie sogar beleuchtet.

Mikel: Die Symbolik ist vielleicht etwas platt, aber wir fanden schon, dass dieser Baum auch unserer Beziehung entspricht. Die ist auch schützenswert, musste bisher aber noch nicht künstlich gestützt und gestärkt werden und war auch noch nie vom Fällen bedroht.

Jessie: Unsere Schwüre verfassten wir nur wenige Stunden vor der Zeremonie, und inhaltlich waren sie sich sehr ähnlich, wie sich herausstellen sollte. Die Torte buk Mikels Schwester am Vorabend. Die Spontaneität, mit der unsere Hochzeit zustande kam, hat dazu geführt, dass unsere Erwartungen nicht riesig waren. Das fand ich besonders schön. Anders als bei einer gigantischen Party, bei der ein Vermögen ausgegeben wird und tausend Details einen enormen Zeitaufwand bedeuten, wollten wir uns an den einfachen Dingen erfreuen: an der Natur, an unseren Müttern. Und an uns.

Jessie: Mein Mann bringt eine Tochter mit in die Ehe, und ich erhalte mit Mikel und Rylie eine Familie. Das ist das beste Geschenk und für mich mehr wert als ein Ring oder eine Rührmaschine. Weil wir eine so winzige Gruppe von Gästen waren, konnten wir unseren Baum nicht reservieren. Dass unsere Idee nicht so wahnsinnig originell war, wie wir gedacht hatten, realisierten wir, als – Minuten bevor

Mit dem gesparten Geld gönnen wir uns nun zu dritt sehr ausgedehnte Flitterwochen.

wir eintrafen – ein anderes Hochzeitspaar den Ort mit der Eiche verliess.

Mikel: Meine Tochter kletterte während der Trauung wie ein Affe auf dem Baum herum und schnappte sich den Brautstrauss von Jessie, die ich auch deswegen liebe, weil sie genau so locker unterwegs ist wie ich.

Jessie: Nach der Zeremonie gab es einen Brunch. Punkt. Mit dem gesparten Geld – Tausenden von Dollar – gönnen wir uns nun zu dritt sehr ausgedehnte Flitterwochen.

Protokoll: Franziska K. Müller

Sternenklar

Von *Andreas Thiel* — Wann sich die Materie re-ionisiert hat und warum.

Theologe: Siehst du diesen klaren Sternenhimmel? Wenn das kein Gottesbeweis ist...

Astrophysiker: Na ja, das Weltall war ja nicht immer durchsichtig. Die ersten paar hunderttausend Jahre war das Universum ein finsterner Raum, in welchem sich das Licht nicht ausbreiten konnte, weil es dauernd von den frei umherschweifenden Elektronen daran gehindert und zerstreut wurde.

Theologe: Tatsächlich?

Astrophysiker: Gewiss. Erst als das Weltall so weit abgekühlt war, dass sich die freien Elektronen mit den Protonen zu Wasserstoffatomen verbinden konnten, wurde es auf einmal durchsichtig. Der Sternenhimmel, den du siehst, ist kein Gottesbeweis, sondern eine simple Folge des Abkühlungsprozesses nach dem Urknall.

Theologe: Ist Gott nicht beeindruckend?

Astrophysiker: Wieso Gott?

Theologe: Der Mensch hätte einen solchen Sternenhimmel nie zustande gebracht, auch nicht, wenn man ihm dafür ein paar hunderttausend Jahre lang gegeben hätte. Aber Gott schnippt bloss einmal mit den Fingern, es gibt einen grossen Knall, und dann braucht er die Sache nur noch ein paar hunderttausend Jahre lang abkühlen zu lassen und schon bildet sich ein Sternenhimmel.

Astrophysiker: Du denkst, diesen Sternenhimmel hat sich jemand ausgedacht?

Theologe: Ganz bestimmt.

Astrophysiker: Das ist der Unterschied zwischen Wissenschaft und Glauben. Die einen wissen, weil sie selber denken, die anderen glauben, sie seien selber ein Gedanke.

Theologe: Die wenigsten Wissenschaftler denken. Die meisten sammeln bloss Daten.

Astrophysiker: Und was sammelst du?

Theologe: Ich sammle göttliche Gedanken.

Astrophysiker: Und hast du schon einen gefunden?

Theologe: Siehst du diesen Sternenhimmel?



Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Gesamtkunstwerk

Von Peter Rüedi



Der Stil ist der Mann: Der Satz reicht weit über die Literatur hinaus. Beim Winzer Michael Broger am Thurgauer Ottenberg ist er nicht einmal auf den Weinbau beschränkt. Er meint eine Lebenshaltung, eine Agri-Kultur, in der alles in einen Gesamtzusammenhang eingebunden ist. Seinen schönen Bauernhof bewirtschaftet der 1970 geborene Weinmacher seit 2003. *Small is beautiful*: Auf gerade mal 2,5 Hektaren produziert Broger um die 2500 Flaschen Müller-Thurgau und 10 000 Pinot noir in fünf Qualitäten. Er hält ein paar Wollschweine und Schafe, die ihm die Würste liefern, die seine Degustationen im Frühling und Herbst zum Ereignis machen. Zudem sind die Schafe in seinem biodynamisch bewirtschafteten grünen Weinberg die «Rasenmäher». Nicht dass «Stil» bei diesem Weinbauer eine besonders stilisierte Lebensweise bedeutete. Das traf nicht einmal ganz auf seinen Nachbarn zu, den 2008 verstorbenen Hans Ulrich Kesselring auf dem Schlossgut Bachtobel. Der, den Freunde im Scherz immerhin «den Landjunker» nannten, war während ein paar Jahren Brogers Lehrmeister und überhaupt der Begründer eines Qualitätsweinbaus am Ottenberg. Ihm folgte sein Neffe Johannes Meier, und mit Michael Burkhardt und Martin Wolfer sind in Weinfelden zwei weitere Winzer einer jungen Generation mit Erfolg am Werk. Der eigenwilligste ist freilich Gesamtkunstwerker Broger. Der scheut kein Experiment, solange es ihm zu mehr Naturnähe und Bodenhaftung verhilft. So macht er mit dem «Blauburgunder Broger-dynamisch» einen Wein ganz ohne Einsatz von Schwefel (ein riskantes Unternehmen hinsichtlich der Stabilität des Weins: Auch bei seinen anderen Pinots setzt er Schwefel nur in homöopathischen Dosen ein). Er achtet auf Naturhefen, markante Säure, dosierten Alkoholgehalt, diskretes, zum zweiten oder dritten Mal gebrauchtes Holz. Der Pinot «Schnellberg», der Lagenwein aus den steilsten Parzellen, ist von einer stupenden, geradezu explosiven Frische, sozusagen ein auf die Flasche gezogenes Manifest einer schlank-eleganten, coolen, natürlichen Pinot-Frucht mit Tiefgang.

Michael Broger: **Blauburgunder Schnellberg 2013**. 12,5%. Broger Weinbau, Ottenberg. Fr. 30.–
www.broger-weinbau.ch

Nur keine Langeweile

Ralph Schelling ist der wohl talentierteste junge Koch der Schweiz – ohne eigenes Restaurant. Von David Schnapp



Ideen für ein ganzes Kochleben: Ralph Schelling.

Ralph Schelling scheint leicht fahrig, nervös. Es wirkt nicht so, als könnte er in Kürze ein mehrgängiges vegetarisches Menü servieren. Aber der Eindruck täuscht. Schelling ist vorbereitet. Und das, obwohl die Gäste an diesem Abend nicht in ein Restaurant mit gut ausgebauter Infrastruktur kommen, sondern ein sogenanntes Pop-up-Lokal besuchen. Diese Restaurants existieren nur für wenige Abende an einem besonderen Ort, sie sind der letzte Schrei für kulinarisch interessierte Stadtbewohner.

Das Motto dieses Abends lautet: «Nur für Städter mit Cojones», und Ralph Schelling serviert zum Apéro ein Gents Bitter Lemon mit in flüssigem Stickstoff gefrorenem Williams-Schaum. Es gibt knusprige, würzige Emmentaler-Churros mit einer Bärlauchcreme oder einen Hotdog mit auf japanischer Holzkohle grillierter Gersten-Wurst und einer geräucherter Apfel-Barbecue-Sauce.

Schelling, noch keine dreissig Jahre alt, ist wohl der talentierteste junge Koch der Schweiz – der nicht in einem (eigenen) Restaurant arbeitet. Schelling hat nach der Lehre und einigen Jahren bei Horst Petermann in den «Kunststuben» den «Swiss Culinary Cup» gewonnen und wurde daraufhin von der spanischen Handelskammer eingeladen, für vierzehn Monate in herausragenden Avantgarde-Häusern wie «El Bulli» und «Akelarre» zu arbeiten. Dort hat er sich die Technik angeeignet, die ihm Erfindun-

gen wie seinen Baumnuss-Snack ermöglicht. Dafür wird eine Art Mayonnaise ohne Ei aus Baumnüssen, Wasser und Sankt Galler Baumnussöl mit einer Baumzucker Glasur überzogen. Schelling hat spezielle Baumnuss-Silikonformen herstellen lassen, und die Kleinigkeit präsentiert sich am Ende mit fester, leicht knuspriger Hülle und einer cremigen, aromatischen Füllung mit feinem Nussgeschmack.

Schelling ist schlauer Verkäufer seiner selbst und stürzt sich vielleicht aus Angst vor Langeweile und Restaurant-Routine in immer neue Abenteuer: Er reist als Trendscout herum, entdeckt Produkte und stellt sie in der *Saisonküche* vor. Der gebürtige Ostschweizer schreibt Rezepte, macht Caterings und arbeitet ein paar Wochen im Jahr als Privatkoch; zuletzt wurde er für drei Tage von Apple-Mitbegründer Steve Wozniak engagiert.

Schelling kommt immer wieder etwas Neues in den Sinn, an diesem Abend gibt es nun Senfkraut vom Grill, schlicht serviert mit einem Weizengraspulver und einer fermentierten Joghurtsauce, was ausgezeichnet schmeckt. Schelling grilliert, richtet an, ist gleichzeitig am Tisch bei seinen rund fünfzig Gästen, ein Unruheherd, wenn man so will, aber mit genügend Ideen für ein ganzes Kochleben.

Mehr Informationen: www.ralphschelling.com



Auto

So wie die Grossen

Der Opel Corsa ist ein Bestseller und bietet in der neuen Version viel Technik für alle. Von David Schnapp

Es ist sozusagen eine Konstante der freiheitlichen Marktwirtschaft, dass viel Gutes von oben kommt. Geräte, die gestern nur in Profiküchen zur Verfügung standen, gibt es heute für jeden interessierten Hobbykoch. Mobiltelefone, Computer, Autotechnologie: Die Demokratisierung des Fortschritts ist für den Kunden ein angenehmer Nebeneffekt, den der Innovationsdruck mit sich bringt. Hersteller verschiedenster Genres müssen sich glücklicherweise immer wieder etwas Neues einfallen lassen. Im Automobilbau gilt diese Wirtschaftsregel verschärft.

Opel Corsa Cosmo 1.0 Ecoflex DI Turbo

Leistung: 115 PS, Hubraum: 999 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h
Preis: Fr. 19 488.–; Testwagen: Fr. 22 991.–



Ein interessantes Lehrbeispiel für diese Regel ist der neue Corsa. Seit 32 Jahren baut Opel den Kleinwagen mit Erfolg, 12,4 Millionen Mal sei er in vier Generationen verkauft worden und habe auch in der Schweiz rund 175 000 neue Besitzer gefunden, heisst es in der Medieninformation. Für den neuen Corsa haben sich die Strategen von Opel nun etwas einfallen lassen: Obwohl das Einstiegsmodell weniger als 15 000 Franken kostet, ist der populäre Wagen gut ausgerüstet mit Assistenzsystemen und Komforteinrichtungen, die in der Regel nur in wesentlich kostspieligeren Fahrzeugen zur Verfügung stehen. Wir zählen auf: Es gibt einen Knopf (City-Modus), der die Lenkung bei tiefen Geschwindigkeiten leichtgängiger macht. Es gibt einen serienmässigen Anfahrasistenten. Das Lenkrad kann ebenso geheizt werden wie die Sitze, und für 750 Franken bekommt man einen Parkassistenten, womit der kleine Opel selbständig in Parklücken fädelt. Dazu ist gleich noch ein Toter-Winkel-Warner inbegriffen, und für weitere 650 Franken gibt es eine Frontkamera, die den Abstand zum vorausfahrenden Auto misst, Verkehrsschilder erkennt

und einen warnt, sollte man die Spur kurzzeitig verlassen. Natürlich kommt man auch ohne Überwachungs- und Komforttechnik voran. Wer keinen Tote-Winkel-Warner hat, schaut halt in den Rückspiegel und über die Schulter. Entscheidend ist, dass es die Technik gibt, wenn man sie will, und dass es sie auch in einem verhältnismässig preiswerten Fahrzeug gibt und nicht nur bei den Oberklasselimosinen.

Gefühlte Geschwindigkeit

Zum zweiten Mal nach dem Opel Adam (*Weltwoche* Nr. 7/15) waren wir mit einem der neuen Drei-Zylinder-Motoren der Marke unterwegs und sind sehr davon angetan. Ein Liter Hubraum, Turboaufladung und in der stärksten Ausführung 115 PS – das reicht, um flott unterwegs zu sein. Nicht zuletzt, weil der Corsa nur 1199 Kilogramm wiegt (mit Fahrer). Mit etwas über 5 Litern verbraucht der Opel wenig Benzin und erreicht Tempo 100 nach 10,3 Sekunden. Gefühlt war ich mit dem Fünftürer natürlich schneller, was an der agilen Grundabstimmung des Fahrzeugs liegt. Nicht ganz so überzeugend wirkt das Sechs-Gang-Schaltgetriebe. Bisweilen verliert sich der Schalthebel in den Gassen zwischen erstem und zweitem Gang beziehungsweise der Leerlaufstellung. Wir wollen aber nicht kleinlich sein mit einem Auto, das immerhin eine – was die Technik angeht – begrüssenswerte Grosszügigkeit ausstrahlt.



«Der Bub ist angekommen»: Schauspieler und Modedesigner Basman, 25.

MvH trifft

Joel Basman

Von Mark van Huisseling — Vom Kreis 4 nach Berlin und nach oben. Weshalb hat der Zürcher Filmschauspieler mehr Erfolg als andere?

Was läuft zurzeit bei dir? – «Im Moment laufen zwei Kinofilme in Deutschland. Der eine heisst: «Wir sind jung. Wir sind stark», der handelt von orientierungslosen Jugendlichen, ich bin dort einer der Böse sozusagen. Und der andere Film ist «Als wir träumten» von Andreas Dresen – gleiche Zeit, Jungs aus dem Osten, die die Grenzen *useschmöcke* wollen nach der Wende.» – «Mein Eindruck: Es läuft zurzeit viel bei dir.» – «Ja, ja.» – «Was tust du, damit es so bleibt? Kannst du's beeinflussen?» – «Jein. Ich kann's erst beeinflussen von dem Moment an, in dem ich etwas [eine Rolle] annehme und mache. Alles, was vorher passiert, ist extrem abhängig davon, wo man sich gezeigt hat, von zufälligen Begegnungen, von Menschen, die du an der Berlinale triffst ... Aber ich würd sagen, das Essenzielle ist, eine gute Agentur zu haben. Wenn's mal nicht läuft, kann ich mit Ruhe und Entspannung sagen: «Dann muss es so sein. Weil es gekom-

men wäre, wenn es da gewesen wäre, dieses eine Projekt.»

Joel Basman, 25, ist ein Schweizer Schauspieler aus Zürich, aus dem Kreis 4, um genau zu sein. Seit er dreizehn Jahre alt ist, spielt er Rollen in Theaterstücken, TV- und Kinofilmen. Er gewann zahlreiche Preise, etwa den Shooting Star im Jahr 2008 – dabei handelt es sich um eine Auszeichnung für junge Talente, die an der Berlinale vergeben wird – oder im vergangenen Januar für seine Rolle in «Ziellos» den Schweizer Fernsehfilmpreis. Im Film «The Monuments Men» von George Clooney, der 2014 erschien, spielte er eine Nebenrolle. Seine Eltern führen ein Modegeschäft in Zürich, in dem er mitarbeitet; seit zirka eineinhalb Jahren entwirft er eine eigene Kollektion für Damen und Herren. Basman lebt, nachdem er mehrere Jahre in Berlin wohnte, wieder in Zürich, im Niederdorf. Dieses Gespräch fand Anfang März statt im Restaurant «Bärengasse»,

ich bin bekannt mit dem Geschäftsführer (wir waren seine Gäste).

«Bringt der Schweizer Fernsehfilmpreis etwas für deine Laufbahn?» – «Ja, ich würd sagen, die persönliche Anerkennung bringt was, es ist ein schönes Gefühl. Aber es ist nicht so, dass ich nachher durchdrehe. Es ist ein Zeichen weiterzumachen, aber nicht, dass man sich danach zurücklehnen kann.» – «Kommen mehr Anfragen rein danach?» – «In diesem Fall noch nicht, es hat sich direkt noch nichts ergeben. Aber trotzdem wird wieder jemand mehr, der mit Film zu tun hat, von dir lesen.» – «Interessiert es die Fachwelt, was über dich in Publikumszeitungen und –zeitschriften geschrieben wird?» – «Je nachdem. Es gibt in der Schweiz nicht so viele *caster* zum Beispiel [bei Filmen zuständige Person für Vergabe von Rollen], und ich bin ziemlich eng mit ihnen verbunden. Ich glaub', wenn sie mein *Füddli* im *Blick am Abend* sehen, rufen sie mich nicht gleich an, haha. Aber Presse mache ich eigentlich dann, wenn ich will, dass ein Film bekannt wird. In diesem Sinn finde ich es nicht wegzudenken, mit der Presse zusammenzuarbeiten.»

«Wie ist es dir gelungen, so schnell aus der Schweiz rauszuwachsen und Rollen in Deutschland zu bekommen?» (Er spielte, unter anderem, in zwei «Tatorten» mit.) «Ich glaub', es war der Schritt, der relativ radikal von mir durchgeführt wurde: Mit achtzehn bekam ich den Preis an der Berlinale, den Shooting Star, das war im Februar – und sechs Monate später, nicht einmal, war ich in Berlin.» – «Ein mutiger Schritt für einen Achtzehnjährigen.» – «Ja, aber ich weiss, dass das geschätzt wurde. Sie [Leute aus dem Filmgeschäft] haben gesehen: Der Bub ist angekommen.» – «Wie wichtig ist dir deine Modekollektion?» – «Ähm, es ist auf jeden Fall was Ernstes. Mein Ziel ist, es weiterzuführen, auch wenn meine Eltern es [das Geschäft] nicht mehr machen werden. Aber es wird nie die Schauspielerei ersetzen, das weiss ich. Schauspielerei kommt an erster Stelle und wird das sein, was mein Essen bezahlt. Ich könnt' nicht leben von dem, was ich im Laden verdiene. Auch weil viel von dem, was ich mit dem Laden verdien', wieder in den Laden geht, für Mitarbeiter, Stoffe und so weiter.»

«Wo bist du lieber – in Zürich oder Berlin?» – «Eigentlich ist's die Mischung von beidem, die's ausmacht. Ich bin klar hier daheim, das bleibt so. Aber Berlin ist eine der Städte, in der Ursprünge entstehen, musikalisch, modisch, also vor allem im kulturellen Bereich.» – «Was hast du von George Clooney gelernt?» – «*Keep it cool*, würd ich sagen. Er ist extrem entspannt, der George.»

Sein liebstes Restaurant: «Das sind drei, würd ich sagen: das «Cafe Boy», die «Wystube Isebahnli» und das «Restaurant Josef.» – Restaurant «Cafe Boy», Kochstrasse 2, Zürich, Tel. 044 240 40 24

	1	2	3	4		5	6		7	8		9		10
	11								12			13		
14						15								
16									17					
18								19						
			20		21		22				23	24	25	
		26		27						28				
29	30		31				32		33			34		
35				36			37				38			
	39								40					41
42									43					
	44					45								

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Tierischer Gefallen, wird niemandem gefallen
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Wenn wir sagen, es ist dem Salm ziemlich ähnlich, äussern Briten harte Kritik. 5 Wo göttliche Wahrheit war, war auch er. 11 Das türkische Dorf ist auch Stadtbezirk und Residenz. 12 Er fliesst in den Greifen-, wie in den Zürich- und den Hallwilersee. 14 Eine Liege, auf der man vor der Bahre liegt. 15 Wenn Schotten etwas lernen wollen, sind sie auf ihn angewiesen. 16 Wie er es verwendet, bleibt unklar, aber er tut es. 17 Beim César war es, beim Lorenz ist es lustig. 18 Wer sagt: nicht behagen, der untertreibt ganz gehörig. 19 Hegen und pflegen tut er in Sonne und Regen und oft verwegenen Höhen. 20 Es verteilt sich besonders in der Luft. 23 Auch . . . Leute haben zwei 27 Eventuell ist's dann halt auch provinziell. 28 Segelschiffstyp in Fernost. 29 Der IX. und der XI.: Könige von Schweden. 32 Wenn Zeus sich in einen Schwan verwandelt, geht es bestimmt um sie. 34 Nur ein halber Inselstaat dort im vulkanischen Eis. 35 Stickstoffquelle. 37 Das Gelbe vom Ei ist es bestimmt nicht. 39 Es betrifft z. B. den Sirius. 40 Wer BRICS sagt, spricht auch von diesem Land. 42 Je nachdem: damit Gurgeln oder zur Leber geben. 43 Unter den Sinfonien gehört sie zu den Stars. 44 Nicht das Loch vom Januar - sieht sich, wenn schon, eher nass an. 45 Es passt perfekt zu genau diesem Jünger Jesu Christi.

Senkrecht — 1 Glatt ist diese Echse bei genauer Betrachtung. 2 Gewissermassen ein himmlisches Raubtier. 3 Deutsche Politikerin: hart aber fair, für Freunde fast schon engelhaft. 4 Helen Vita: Wenn sie aufs Ganze gehen, meinen sie meist die untere Hälfte. 6 Im Untergrund stösst man auf sie. 7 Dachse fürchteten die langgestreckten Viecher besonders. 8 Segler wissen: Sie stehen quer zur Fahrtrichtung. 9 In den USA fahren viele herum. 10 Womit die Offensive den Feind in Verlegenheit bringt. 13 Nur fast fast. 14 Irrigerweise annehmen oder so. 15 Die hohe Stimme gibt der Sache den gewünschten Gehalt. 19 Spanische Sonne plus Keimzelle ergeben lagerfähige Speise. 21 Eidgenössisches Grün: Prächtig, geschichtsträchtig. 22 Von dort per Schiff nach Sardinien oder Sizilien. 24 Ohne sie, so Monsieur, gibt es keinen richtigen Wein. 25 Alfred de, Paul de: französische Schriftsteller. 26 Klein war Cleavan, der amerikanische Schauspieler. 28 Sie kommen zum Beispiel aus Aarhus. 30 Wird zu 24 senkrecht, wenn wir hier als zweiten Buchstaben ein a setzen. 31 Für Zoologen wie Astrologen ein alter Bekannter. 33 Ein Busen, aber nicht zum Schmuse, das wissen die Russen. 36 Nicht komplett, aber man kann sagen: fast alles. 38 Unsterblichkeit ist bei ihr keine Unmöglichkeit. 41 Im Zusammenhang gesehen kommt es einem neu vor.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 410

O	V	A	M	B	O		D	R	E	I	S	S	I	G
R		L		O	R	F	E	O		L		A	R	E
O	F	F	S	E	T		I	S	O	L	A	T	O	R
S	O	A	P	S		A	N	A	B	O	L	I	K	A
	R		E	C	H	S	E		L		F	R	O	N
S	C	H	A	H		C		L	I	V	R	E		I
T	I	E	R		P	O	R	I	G		E	N	T	E
R	E	I	S	S	E	N		L	A	N	D		A	
E	R	L		T	R	A	D	I	T	I	O	N	E	N
S	T	A	T	U	S		T	E	I	L		U	T	A
S		N		P	E	L	Z		O	E	F	T	E	R
	E	D	G	A	R		D	A	N	S		E	R	R

Waagrecht — 1 OVAMBO 5 DREISSIG (*Heute vor Dreissig Jahren*, Lied von P.Maffay) 11 ORFEO (it. f. Orpheus) 12 ARE 13 OFFSET (-druck, Flachdruckverfahren) 16 ISOLATOR 19 SOAPS 20 ANABOLIKA 21 ECHSE 22 FRON 23 SCHAH 25 LIVRE (franz. f. Buch) 26 TIER 27 PORIG 28 ENTE 30 REISSEN 32 LAND 34 ERL (-könig) 35 TRADITIONEN 39 STATUS 40 TEIL 41 UTA 42 PELZ 43 OEFTER 44 EDGAR (Wallace, Buchtitel) 45 DANS (franz. f. in, in ... hinein) 46 ERR (engl. f. irren)

Senkrecht — 1 OROS (Berg mit genanntem Kultort) 2 ALFA (Romeo, Automarke) 3 BOESCH (Daniel, gewann 2011 das Unspunnen-Schwinget) 4 ORT 5 DEINE 6 ROSA 7 ILLO (Pseudonym von Oliver Röss) 8 SATIREN 9 IROKO 10 GERANIE 14 FORCIERT 15 SPEARS 17 OBLIGATION 18 ALFREDO 20 ASCONA 23 STRESS 24 HEILAND 25 LILIE 27 PERSER 29 TAETER 31 STUPA (buddh. Bauwerk) 33 NILES 36 DTZD 37 NUTE 38 NARR

Lösungswort — **VERAENDERUNG**

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Hochfrequenz und höchste Präzision

Mit der Classique Chronométrie 7727 bündelt Breguet einzigartige Innovationen in einem Zeitmesser. Dank der mit 10 Hz getakteten Unruh und den magnetisch gelagerten Unruhzapfen bietet das Modell eine mittlere Ganggenauigkeit von -1 bis +3 Sekunden pro Tag. Diese neue Spitzenleistung bei der Präzision mechanischer Uhren wurde vor allem durch die meisterhaften Eigenschaften des Siliziums und des Magnetismus ermöglicht – jene neuen Meilensteine verkörpern den Innovationsgeist von Abraham-Louis Breguet. Wir schreiben die Geschichte fort...



GPHG

GRAND PRIX D'HORLOGERIE DE GENÈVE

2014

"Aiguille d'Or" Grand Prix